Das Waldviertel

NEUE FOLGE 1954 Nr. 9/10

INHALT

P. Ludwig Koller: „Das Poigreich", ein Passauer Urbesitz?
Franz Biberschick: Die Gotik in der Wachau (Schluß)
Dr. Heinrich Rauscher: Zur Papiererzeugung im Waldviertel
Dr. Fritz Dworschak: Briefe aus dem Waldviertel (1834) von Dr. Alfred Melly
Dr. Walter Pongratz: Der Schenkungsvertrag von Gr.-Schönau
Dr. Heinrich Rauscher: Richard Colerus-Geldern zum Gedenken

Für Volk und Heimat
arbeitet der
Waldviertler Heimatbund
Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!

Das Heimatbuch für jedermann
Josef Huber
WACHAUFÜHRER
Neubearbeitet und ergänzt von Franz Biberschick d. Ae.
Eingehende Darstellung der Wachau u. d. Nibelungengaues
Unentbehrlich für jeden Besucher des Donautales
280 Seiten **Preis S 24.—**
In jeder Buchhandlung erhältlich!
Verlag Josef Faber, Krems an der Donau
Postversendung! Postversendung!

Einzelpreis S 6.–
Ganzjährig S 36.–

Druck: Buchdruckerei Josef Faber, Krems in der Donau, Obere Landstraße Nr. 12
Verwaltung: Obere Landstraße Nr. 12

Das
Waldviertel
Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege

Erscheint am 1. jeder Monats. Eigentümer Herausgeber u. Verleger Waldviertler Heimatbund; Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Rauscher, Krems an der Donau, Heinemannstraße Nr. 12

3. Jahrgang September — Oktober 1954 Folge 9 — 10

„Das Poigreich" — ein Passauer Urbesitz?

Von P. Ludwig Koller

Dank der aufschlußreichen Forschungen K. Lechners über die Geschichte des Waldviertels wurde auch die bisherige Kenntnis von dem Bestande jener Grafschaft bedeutend erweitert, welche im 11. und 12. Jahrhunderte das Horner Becken beherrschte und unter dem Namen Poigreich („Beuchriche") noch bekannt ist. Soweit uns das sichere Ergebnis aus der Forschung unterrichtet, lebte dort im 11. Jahrhundert ein Graf namens Gerold (Kerold), der auf seinem Gute „Hornarun" (Horn) eine Kirche erbaute (die dortige Stefanskirche), die er unter dem Passauer Bischof Eigelbert (1045—1065) mit dem ganzen Ausstattungsgut an Grundholden, Zehenten und Rechten an das Hochstift abtrat. Ueber die Ausdehnung der Grafschaft gibt das Verzeichnis der Zehentrechte des Passauer Chorherrenstiftes St. Nikolai nähere Auskunft. Nach Lechner ist die Grafschaft zu jenen mit Hoheitsrechten ausgestatteten, reichsunmittelbaren, daher selbständigen Gebieten zu rechnen, die erst mit der Erhebung der Babenberger zu Herzogen im Jahre 1156 mit Oesterreich vollständig vereinigt wurden.

Wenngleich diese in der neueren Heimatgeschichte sozusagen zu einem kategorischen Imperativ gewordene Schlußfolgerung für diese und die anderen Grafschaften im Bereiche des Thaya-Kampgebietes allgemein übernommen wird, kann bei näherer Ueberlegung derselben in einigen Punkten nicht beigepflichtet werden. Die Gründe hiefür sind — soweit wir das Poigenreich allein im Auge behalten — hauptsächlich folgende:

Es muß zunächst auffallen, daß Gerold seine Eigenkirche an

Passau abtritt und diese noch dazu dem Bistumsheiligen Stefan geweiht ist. Dgs Stefanspatrozinium sollte auch die Stiftung der Gräfin Hildegard, Witwe des Grafen Gebhard von Poigen, nämlich des Klosters Altenburg aus 1144 tragen. Das zweimalige Vorkommen von Stefansheiligtümern innerhalb desselben Gebietes deutet auf engere Beziehungen zu dem Bistumssitze Passau hin, die aber nicht in den Vogteirechten vermuteter Vorfahren der Poigner Grafen über hochstiftliche Besitzungen begründet sein können. Bekanntlich waren Vögte in der Regel nicht Nutzbringer, sondern Nutznießer kirchlicher Güter. Die Bindung zwischen hier und den Bischöfen muß entschieden tiefer liegen. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir es im Horner Becken mit einem Urbesitz des Passauer Hochstiftes zu tun, der entweder als königliche Schenkung einst unmittelbar oder über die Erbfolge nach einem abgesetzten Grafen — wie es z. B. mit einem Richwin um Gaubitsch der Fall war — dorthin kam. Obzwar Graf Gerold als Eigentümer des Gutes Horn auftritt, darf man immerhin einstige Lehenschaft seiner Eigengüter annehmen. Es pflegte nämlich zu Lehen abgegebener Grund und Boden geteilt zu werden, wobei der kleinere Teil selbstbewirtschaftetes Eigenland wurde, der größere hingegen Grundholden gegen Natural- und späterer Geldzinsleistungen überlassen blieb. Für das Lehengut waren Inhaber dem Lehensherr zu Gegenleistungen verpflichtet. Wie Beispiele darlegen, leistete man auch für das Eigengut einen Gelddienst, bei größeren Gütern aus geistlichen Händen zeigt sich der Gegendienst unter andern in der Förderung religiös-kultureller Aufgaben. Darum erbauen adelige Grundlehner Kapellen oder sogar Kirchen, über die sie anfangs allerdings die Eigenkirchenherren blieben, wenn sie es nicht aus einem bestimmten Grunde vorzogen, diese Stiftung dem Bistumsinhaber zu überstellen. So dürfte es sich auch mit der Erbauung und Uebergabe der Horner Stefanskirche auf einem ursprünglich Passauer Grund gehandelt haben. Und Passau hatte damals allen Grund, Eigenkirchen und Eigenklöster in der Markgrafschaft zu erwerben, war doch das Streben der Babenberger dahin gerichtet, ihren Eigenbesitz zu vergrößern und dadurch auch ihre Hausmacht zu stärken, wobei sich ihre Aufmerksamkeit besonders auf die vielen österreichischen Besitzungen des Hochstiftes und seiner daselbst ansässigen Vasallen richten mußte. Passau kam dem Willen der Markgrafen durch Ueberlassung von Kirchenlehen zwar nach, konnte aber die allmähliche Schmälerung seiner Grundherrschaft und ausgeübten Hoheitsrechte nicht verhin-

dern. Umso mehr fällt es ins Gewicht, wenn 1144 Gräfin Hildegard ihre Klostergründe zu eigen des Bischofsitzes macht und dadurch die Position desselben stärken hilft, während in der Nachbarschaft (Ravelsbach) der Einfluß der Markgrafen zu Gunsten ihrer Klöster (Melk) bereits auffallend bemerkbar ist. Auch sonst kann im Bereiche des Horner Beckens für die damalige Zeit ein wesentlicher Besitznachweis landesfürstlicher Herkunft nicht erbracht werden. Ein Beweis, daß dieses Gebiet eine unabhängige, der Machtsphäre des Markgrafen entrückte Entwicklung genommen hatte, die entsprechend der engen Verbundenheit ihrer Inhaber mit Passau auch von dort aus ihren Ursprung herzuleiten hat. In einer vom Reiche geschaffenen Grafschaft wäre es zur Zeit des Investiturstreites, der das 10. Jahrhundert und auch noch zum Teil das anschließende beherrschte, zu einer dem Bistum so gewogenen Handlungsweise, welche in beiden Fällen die Verzichtleistung auf das Eigenkirchenrecht bedeutete, nicht gekommen.

Der andere Grund für die Annahme des Ursprunges der Horner Grafschaft aus einem Passauer Urbesitz liegt in der Zuteilung von Zehentrechten für das Passauer Augustiner Chorherrnstift St. Nikolai durch seinen Gründer Bischof Altmann von Passau aus der Zeit um 1069. Wir wissen zwar, daß die Passauer Bischöfe durch den Bischof Berengar 1025 das Anrecht auf Bezug von Zehenten nördlich der Donau in der Markgrafschaft erhielten. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß dieses Recht dort nicht Platz ergreifen konnte, wo Eigenkirchenherren auch die Zehente ihrer Gotteshäuser für sich in Anspruch nahmen. Ja sogar nach dem Jahre 1122, als in Worms der vieljährige Streit um die Investitur durch die Schaffung des sogenannten Patronates sein Ende fand, wollte man sich der alten Rechte nur schwer entäußern. Bekannt ist doch, daß auch der hl. Markgraf Leopold III. 1135 erst nach langen Vorstellungen der Kirche zur Herausgabe der Zehente bei den 13 markgräflichen Eigenkirchen — die nebenbei erwähnt nicht usurpiert worden sind, wie man behauptet, sondern bloß niemals zur Ausgabe gelangten — bewogen werden konnte. Von derselben Anschauung war auch die Klostergründerin Hildegard getragen, da sie von den Horner Zehenten sagt, daß sie diese nach Recht und uralter Gewohnheiten besitze. Wenn aber Bischof Altmann einen Teil der Zehente innerhalb der Grafschaft an sein Passauer Kloster zuweist, dann mag für damals ein solches Vorgehen auf dem Boden eines gräflichen Eigenkirchenherren insofern vollberechtigt gewesen zu sein, als durch die Uebergabe der Horner Stefanskirche

um 1050, die damals wahrscheinlich das kirchliche Zentrum für das ganze Horner Becken darstellte, das Zehentrecht für das ganze Gebiet teilweise freigemacht worden ist, wenn nicht auch die um 1067 aufgezählten Pfarreien mit ihren Zehenten zu den Eigenkirchen des Bistums gehörten. Da die Gründungsurkunden von St. Nikolai diplomatische Fälschungen sind, welche richtig für die Zeit um 1140 zu gelten haben, läßt sich allerdings nicht mit Sicherheit feststellen, ob denn auch die Pfarrkirchen Röhrenbach, Neukirchen und Mold, wenn man von der verschollenen Kirche zu Riedenburg absieht, damals schon bestanden haben. Für die Annahme des bischöflichen Obereigentumsrechtes im Poigenreiche spricht aber insbesondere der Umstand, daß Altmann dem Kloster nicht in einer anderen, von der Donau aus leichter erreichbaren Gegend (wie etwa zu Mautern) Besitzungen zuwies. Hier war er eben kurz nach seinem Amtsantritt Herr einer neuen oder mehrerer solcher Kirchen geworden, innerhalb derer ihm als Eigenkirchenherr das Zehentbezugsrecht zustand. Hier im Horner Becken lag ein großes geschlossenes Zehentgebiet vor, das zentral von Horn aus (Zehenthof genannt 1319, später Thurnhof) verwandelt werden konnte, was anderwärts nicht weiters möglich war.

Ziehen wir ferner in Betracht, daß die oben genannten Pfarrkirchen, welche in der Zeit um 1050 bis spätestens anfangs des 12. Jahrhundertes entstanden sind, und die zwecks ihrer Gründung eine dichte Bevölkerung zur Voraussetzung haben, auf einem verhältnismäßig engen Raum entstanden sind und zwar im nördlichen Teil des Landes, wo sich für damals noch wenig Pfarrkirchen nachweisen lassen und die außerdem sehr zerstreut gelegen waren, dann läßt sich wohl sagen, daß diese religiös-kulturell intensive Fürsorge nur als eine Auswirkung der Tätigkeit des Bischofsitzes Passau auf seinen ursprünglich grundherrlich eigenen Gütern der Ostmark erklärt werden kann.

Schließlich darf auch die Frage aufgeworfen werden, wann Passau überhaupt hier Grund und Boden zu eigen bekam und welche Gründe maßgebend gewesen sind, in dem oberen Teil des Landes schon frühzeitig nach solchem zu streben. Die Annahme, daß schon vor dem Jahre 900 Passau im Gebiete der Thaya und des Kampes tätig war, wolle man nicht als ein Zugeständnis an die Phantasie betrachten. Man denke an das bisher in unserer Heimatkunde noch wenig beachtete Schreiben der bajuvarischen Bischöfe an Papst Johannes aus 900, worin sie scharfen Protest gegen das Auftreten fremdländischer Bischöfe im Gebiete der Mährer erhe-

ben, denen doch sie zuerst das Christentum verkündet hatten und in deren Lande sie bisher ungehindert ihre Arbeit entfalten konnten. Darin ist aber auch die Rede von ihren Grafen, die dort ihre Rechte vertraten. Man sieht also, daß im großmährischen Reiche die bayrische Kirche sowohl missionarisch wie auch in der Ausübung von Hoheitsrecht damals schon tätig war. Gewöhnlich erwarb die Kirche auch Grund und Boden zur Festigung ihrer Stellung und nicht zuletzt zur Wahrung des Eigenkirchenrechtes. Daß tatsächlich bereits frühzeitig im damaligen Südmähren und zwar längs der Thaya Passauer Besitz vorhanden war, bezeugt eine Nachricht über ein Gut in Mouriperg (Mailberg), das unter Bischof Christian, also um die Jahrtausendwende, dem Bistum entfremdet wurde (laut Monumenta boica, 28/2). Auch kann auf die Verschreibung von Zehenten und anderen Besitzrechten hingewiesen werden, die Passau seinem Eigenkloster Sankt Pölten längs der Pulkau laut Urkunde aus der Zeit um 1180 gegeben hatte, die aber bestimmt schon bei der Neubestiftung dieses Kloster zu Beginn des 11. Jahrhundertes dorthin kamen. Demnach liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß auch die Grafschaft Poigen als Passauer Eigengrund schon damals ihren Anfang genommen hat.

Nach all dem Gesagten trägt das Poigreich entgegen der bisherigen Auffassung nicht den Charakter einer von den deutschen Königen errichteten Grafschaft, sondern den eines ursprünglich passauischen Verwaltungsbezirkes, worin Grafen die dem Bistume Passau als geistliches Fürstentum zukommenden Hoheitsrechte ausübten.

Die Gotik in der Wachau

Von **Franz Biberschick**

Für die weiteren Betrachtungen ist es vorteilhaft, wenn wir die Vielfalt der gotischen Kirchen in eine übersichtliche Einteilung bringen. Dabei benützen wir die Achsen, die wir uns als Mittellinien durch jeden Kirchenteil der Länge nach in der Vorstellung legen.

1. In die erste Gattung der Kirchenbauten fallen die Saalkirchen, denen nur eine Achse zukommt (einachsig). Die größte Kirche dieser Art steht in Aggsbach Dorf und war ehemals eine Ordenskirche der Karthäuser. Trotz ihrer Schmalheit ist sie sehr lang und hoch. Nach der Aufhebung des Klosters 1832 bekam die Kirche

den Ostturm, den sie früher als Klosterkirche nicht haben durfte. Alle anderen Saalkirchen in unserem Gebiete sind kleiner: Die Ursula- und Spitalkirche in Krems, das St. Antonikirchlein in Krems-Weinzierl, in Stein die Liebfrauenkirche auf dem Berge und die Göttweigerhofkapelle, in Förthof die St. Matthiaskirche, in Hundsheim die St. Johannkirche, die kleinen Uferkirchen von St. Lorenzen, St. Johann und Schwallenbach und die Burgkirchen von Rehberg und Senftenberg.

2. Die Kirche in Imbach, aus der Zeit von 1285, die ehemalige Klarissinnenkirche in Dürnstein, die Kirchen in Kottes und Pöggstall mit ihrer einzigen Säulenreihe durch die Längsmitte, sind zweiachsige Kirchen. Ihre Achsen laufen links und rechts von der Säulenreihe durch die Mitte der beiden Schiffe. Die Kirche in Imbach wurde infolge ihrer frühen Gründung Muster für andere Gotteshäuser, auch in ihrem Turme. Die Kirche von Unterloiben wird vielfach als zweischiffige Kirche angesprochen, ist aber augenscheinlich aus zwei ungleichen Teilen in der Weise entstanden, daß zu einer etwas älteren Saalkirche (ndl. Teil) eine etwas jüngere Saalkirche mit Turm hinzugefügt und die Trennungsmauer mit zwei ausgebrochenen bogenförmigen Oeffnungen versehen wurde (14. Jhd.).

3. Dreiachsig gebaut sind die ehem. Dominikanerkirche in Krems, hier auch die Piaristenkirche, die ehem. Minoritenkirche in Stein, daselbst auch die Pfarrkirche. Die Pfarrkirche in Krems ist wohl auch dreiachsig, aber sie ist nicht gotisch, obwohl sie aus einer gotischen Kirche durch Umbau entstanden ist. Dreiachsig sind aber die Pfarrkirchen in Mautern, Dürnstein, Weißenkirchen, die ehem. Pfarrkirche in St. Michael, die Pfarrkirchen von Spitz, von Emmersdorf und Melk. Auch die ehem. Stiftskirche Melk war dreiachsig. Die hier genannte Kirche von Weißenkirchen scheint ihre Dreiachsigkeit in folgender Weise erhalten zu haben. Das südliche Seitenschiff dürfte das erste Gotteshaus des Ortes gewesen sein. Das bezeugt mehr oder weniger der zu Füßen des hohen Keildachturmes stehende kleine, mit einem zierlichen Spitzhelm geschmückte Turm. An diese Saalkirche wurde um 1300 das Haupt- und nördliche Seitenschiff angebaut, so daß eine planvolle Einheitlichkeit im Innern entstand.

4. Das schönste Beispiel für eine vierschiffige Kirche finden wir in Schwaz in Tirol. Ansonst sind solche Kirchen sehr selten und wenn sie vorkommen (Neukirchen am Ostrong) sind sie meist durch Zu- und Umbauten vierschiffig geworden.

5. So ist es auch meist bei fünfachsigen Kirchen (Freistadt).

6. Nicht in diese Einteilung fügen sich die dreiseitigen, vieleckigen und Rundkirchen. Rund gebaut sind meist die Beinhäuser oder Karner. Während die schönen Karner in Tulln und Mödling der Romanik angehören, ist der von Friedersbach der Gotik zuzurechnen. Rechteckig bzw. quadratisch gebaut sind die Karner von **Dürnstein und St. Michael. Rundkirchen sind seltener** (Petronell). Hatte die romanische Kirche im Osten einen halbrunden Altarraum als Vorbau (Apsis) wie die Burgkirche in Ranna, so haben die gotischen Kirchen für den Hauptaltar meist einen Ostabschluß in der Form von 5 Seiten eines Achteckes oder aber sie wurden gerade abgeschlossen (Spitalkirche und Ursulakapelle in Krems, Göttweigerhofkapelle in Stein, die Stiftskirche in Heiligenkreuz und Lilienfeld), während jene von Zwettl und Baumgartenberg einen neunseitigen Abschluß haben.

Die dreiachsigen Kirchenanlagen unterscheiden sich leicht erkennbar in die Basiliken und in die Hallenkirchen (Staffelkirchen). Die Basilika ist eine uralte Bauform und schon von den Römern im Profanbau geübt als Kaufhaus und als Sitzungs- und Versammlungshaus. In der christlichen Zeit wurde sie in die kirchliche Bauform gebracht. Als solche zeigt sie sich schon von außen dreiteilig: in der Mitte von Ost nach West hoch und breit das Hauptschiff, schmäler und angelehnt an den Mittelteil rechts und links die beiden Seitenschiffe. Innen sind die letzteren durch Pfeiler- oder Säulenarkaden vom Mittelschiff getrennt. Über den Dächern der Seitenschiffe haben die Mauern des Hauptschiffes meist runde Fenster, die den sogenannten Lichtgaden ergeben. Die Außenwände der Seitenschiffe haben meist auch Fenster, damit die Abseiten ebenfalls Licht erhalten. Der an die Schiffe angebaute Chor für den Hochaltar ist meist nur so breit als das Hauptschiff und ist bei Klosterkirchen sehr lang gebaut (ehemaligen Klosterkirchen in Krems und Stein). Als früh gebaute Kirchen haben die letztgenannten noch viele Bauteile der Romanik, aber im Fortschreiten des Baues mehren sich die gotischen Formen. Die Minoritenkirche entsteht bald nach 1224, dem Stiftungsjahr. Die Einweihung der Kirche erfolgte erst 1264. Der anfängliche kurze Chor wurde um 1320 verlängert und verbreitert. Den Turm bekam die Kirche mit Außerachtlassung der anfänglichen Bauvorschriften erst um 1390. Der Lichtgaden hat noch die romanischen Rundfenster, während die Kremser Bettelordenskirche schon hier spitzbogige Fenster zeigt. Die von Stein gilt als die älteste eingewölbte Bettelordenskirche

im ganzen deutschen Raum. Ist die genannte Kirche in Stein noch im gebundenen System erbaut (einem fast quadratischen Mitteljoch entsprechen immer 2 Joche in den Seitenschiffen), so hat die Kremser Dominikanerkirche fortlaufende Travees, d. h. den 5 Mittelschiffjochen entsprechen 5 Joche in den Seitenschiffen. Stein hat auch in der Einwölbung eine Besonderheit aufzuweisen: Zu den Kreuzrippen jedes Joches im Mittelschiff ist noch eine Querrippe durch den Schlußstein gegeben, so daß also anstatt 4 Zwickel 6 solche in jedem Joch erscheinen. Die Dominikaner ließen sich in Krems 1236 nieder und an ihrer Kirche wurde noch 1277 gebaut; der Langchor dürfte aber schon um 1280 gebaut worden sein. Die Dominikanerkirche hat einige sehr bezeichnende Merkmale für die frühe Gotik mit der schon 1218—1222 in Klosterneuburg errichteten Hof- oder Pfalzkapelle des babenbergischen Herzogs, der Capella speciosa, gemein: Abgesehen vom 5/8-Abschluß waren bei dieser als Wanddienste Säulen und Halbsäulen angebracht. In Krems sind es Halbsäulen. Die Kapitäle waren und sind hier wie dort birnförmig. Diese bekamen in der Capella speciosa als zum erstenmale in Oesterreich auftretende naturalistische Zier-, Wein- und Eichenblätter. In Krems sind solche Blätter heute noch zu sehen und zwar an den Kapitälen der Nordseite des Hauptschiffes (im Hauptraum des Museums). Das oben angegebene Baudatum der Capella sp. läßt erkennen, wie früh in unseren Landen gotische Formen aufgetreten sind.

Man darf aber nicht meinen, daß nach 1250 kein romanischer Bau mehr aufgeführt wurde. Aggsbach Markt bekam seine Kirche zwischen 1286 und 1300 und sie wurde in romanischem Stile errichtet. Erst durch Umbauten am Ende des 14. Jhd. und vor 1500 bekam sie das Aussehen, wie sie es heute noch hat.

Im allgemeinen zeigt sich, daß mit dem 13. und 14 Jhd. der gotische Stil sich schon sein ganzes Um und Auf erobert hatte und daß in der Folge nur mehr unwesentliche Unterschiede an den Bauten der Kirchen auftreten konnten.

In dem Maße als die Basiliken immer weniger wurden (das heißt, daß bei Neubauten ihre Form nicht mehr verlangt wurde), mehrten sich die Staffel- und reinen Hallenkirchen. Basilikale Formen finden sich bei uns in Emmersdorf, Gobelsburg, Kirchberg am Wagram, St. Johann bei Groß-Heinrichschlag, in Krems und Stein, — Staffel- bzw. Hallenkirchen haben Krems, Stein, Mautern, Hollenburg, Ober-Wölbling, Spitz, Maria-Laach, Hof-Arnsdorf und Melk (Pfarrkirche).

Mit der Basilika und der Hallenkirche hängt noch eine Bauform zusammen, nämlich die Kirche mit Umgang; denn der Umgang tritt nur in Gegenwart der Seitenschiffe auf. Sie müssen um den Hochaltar herumgeführt sein. Aus dem Willen, um die Opferstätte herumgehen zu können, angedeutet durch die Krypten in Oberranna und St. Pantaleon durch ihren Vierstützenbau und den neun Kreuzgewölben, sind in manchen Kirchen die Seitenschiffe hinter dem Hochaltar miteinander verbunden. Solche Bauform hat Stift Zwettl und die ehemalige Stifts- jetzt Pfarrkirche in Baumgartenberg in abgeänderter Form auch Steinakirchen am Forst, wo der Umgang in die Höhe des Musikchores gehoben ist. In den zwei erstgenannten Kirchen sind in diesen Umgängen in der Umgebung des Hauptaltares Seitenaltäre eingebaut.

Die Stiftskirche von Zwettl hat noch eine Eigentümlichkeit aufzuweisen. Von außen betrachtet, sieht man, wie hoch der Chorbau über den Umgang mit seinen Pultdächern hinausragt. Seine Wände bedürfen noch zweier Stützen. Daher sind die Strebepfeiler der Seitenschiffe (und des Umganges) über ihre Pultdächer hinaus erhöht und laufen nach oben in schöne Fialen aus. Von diesen Pfeilern schwingen sich frei durch die Luft bis an die Mittelschiffmauern schräg aufwärts Strebebögen, um den Mittelschiffbau nochmals zu stützen.

Die Hallenkirche oder die Basilika mit hochgestreckten Seitenschiffen sind weiters der Ausgangspunkt für jene Kirchen, die wir schon der Renaissance oder dem Barock zurechnen müssen, nämlich die Wandpfeilerkirche (Pfarrkirche Krems, Stiftskirche von Göttweig, von Dürnstein, von Melk, Pfarrkirche von Loosdorf . . .). Um 1580/90 wurde in München als erste nördlich der Alpen die St. Michaelskirche im Grundriß wie eine Basilika oder Hallenkirche zu bauen begonnen; man verband aber jeden sonst frei stehenden Pfeiler durch eine kurze, aber starke Mauer mit den Außenwänden quer durch die Seitenschiffe und zerlegte so die Seitenschiffe in lauter Kapellennischen. Ob jetzt diese kurzen Mauern wie Streben bis zum Dachgesimse des Mittelschiffes, also über die Pultdächer der Kapellen ragen (Pfarrkirche Krems, Stiftskirche Göttweig . . .), oder wie in Dürnstein nur bis zur Tragfläche der Emporen, ist Nebensache. Diese Kirchenform geht aber über das Gotische hinaus und wir sehen daraus, wie sich gewisse Kirchenformen durch Jahrhunderte lebensfrisch erhalten können und zu weitgehenden Abwandlungen bereit sind.

Besonders erwähnt und nicht in die bisher eingehaltene Ord-

nung hineinpassend, seien die Wehrkirchen. Ihr Kirchenbau, weil meist gotisch, ist behandelt, aber nicht die Umbauten, die diesen Kirchen beigegeben wurden. Ihre Erwähnung geschieht hier aus dem Grunde, weil gerade unsere Gegenden eine ziemliche Anzahl solcher Wehrkirchen aufweisen. Sie bilden eine förmliche Befestigungslinie von Thunau angefangen über Gobelsburg (?), Lengenfeld, Senftenberg, Weißenkirchen, St. Michael, Ober- und Unter-Wölbling bis Obritzberg. Wohl sind die meisten von ihnen in den Türkenkriegen erbaut worden, doch finden sich unter ihnen viel ältere Bauwerke wie Senftenberg, Rehberg und St. Michael.

Die Bettelorden, bestätigt 1216, hatten für ihre Bauten den besonderen Auftrag, jede zu weit gehende Ausschmückung, sogar die Einwölbung oder den Bau eines Turmes von Grund auf zu vermeiden und sich mit kleinen Dachreitern zu begnügen (Dominikaner in Krems, Dominikanerinnen in Imbach, Klarissinnen in Dürnstein, Karthäuser in Aggsbach Dorf). Doch konnten sich die Minoriten in Stein schon um 1380 über diese Vorschrift hinwegsetzen und einen hohen Turm errichten. Aggsbach Dorf bekam zur jetzigen Pfarrkirche einen Turm, als das Karthäuserkloster aufgehoben war (1832). Die sonstigen Türme der Pfarr- und anderen Kirchen haben zum Gotteshaus hin alle möglichen Stellungen, sehr häufig aber im Westen (Krems, Piaristenkirche, Stein, Pfarrkirche und Bergkirche, Spitz, Göttweig . . .), im Süden (Krems, Pfarrkirche . . .), im Norden, ja sogar im Osten (Rehberg, Lengenfeld, Rieggers . . .), besonders häufig im Waldviertel. Für unsere Wachau und ihre engere Umgebung ist das Keildach der Türme geradezu bezeichnend (Weißenkirchen, Spitz, Arnsdorf, Senftenberg, Oberwölbling, der noch stehende Turm der Kunigundenkirche in Dürnstein und vor der Barockisierung auch der Stiftsturm von Dürnstein . . .). Verhältnismäßig sind viel Spitztürme vorhanden, besonders die mit Giebelverzierungen geschmückten Türmchen in Weißenkirchen, Schwallenbach und St. Johann fallen auf. Auch der Piaristenturm in Krems hatte einst einen glatten pyramidenförmigen Turm.

Den Kirchentüren und -Toren hatte schon die Romanik besonderes Augenmerk geschenkt. Man braucht nur das Heidentor des Stefansdomes in Wien oder die wunderbaren Karnertore in Mödling und Tulln zu beachten. Die romanischen Tore öffnen sich meist treppenartig nach außen, die gotischen erweitern sich auch nach außen, aber ohne deutliche Stufen zu bilden.

Fassen wir kurz das Wesentlichste des gotischen Bauens zusammen:

1. Der Rundbogen wird ersetzt durch den Spitzbogen.

2. Die Gurtbögen der Romanik verschwinden.

3. Die besondere Festigung der Gewölbe wird durch die steinernen Rippen erzielt, sie haben aber auch Schmuckcharakter.

4. Die tragenden Außenwände werden dünner.

5. Dafür stützen die Strebepfeiler außen oder innen die gewölbetragenden Mauern. Sie beleben und gliedern letztere.

6. Lotrechte Lisenen (Streifen), Dienste, Konsolen mit aufstehenden Halbsäulen oder halbe Bündelpfeiler und Gesimse gliedern die inneren Wandflächen und deuten auf den Verlauf der vorhandenen Kraftlinien.

7. Sitznischen und Blendarkaden beleben ebenfalls die Wände.

8. Das Bauwerk wird auf das rein Tektonische zurückgeführt, die Schwere und Plumpheit wird ihm genommen, alles erscheint leicht.

9. Ein ungemein starker Höhendrang spricht sich im Bau und im umschlossenen Raume aus und wirkt fort bis in die schlanken Gestalten der Bildhauerei.

10. Wenn auch Nordfrankreich und Burgund das Ursprungsland der Gotik ist, so haben Deutschland und Oesterreich den neuen Baustil mit Begeisterung übernommen, ihn verarbeitet, weitergeführt, mit Eigenem durchsetzt, so daß von einer platten Nachahmung nicht die Rede sein darf, sondern eine wohltuende Einfachheit und Volkstümliches wurde ihm hier gegeben und so den Slaven und Ungarn zugetragen.

Zum Schlusse sei auf jene geistigen, seelischen, geschichtlichen und politischen Grundhaltungen hingewiesen, die die zweite Quelle des gotischen Stiles ausmachen. Die Zeit vom 1. Viertel des 13. bis in die Zeit der ersten Jahrzehnte des 16. Jhd. wird gekennzeichnet durch die Vermehrung der Klöster, durch neu aufkommende Orden. 1226 stirbt Franz von Assisi und noch zu seinen Lebzeiten werden verschiedene Bettelorden gegründet und vom Papst 1216 bestätigt. Diese Orden kommen zu den im Lande schon bestehenden Benediktinern, Karthäusern und Zisterziensern. Ihre Arbeit wird für die ländliche und städtische Bevölkerung von großer Bedeutung. Die Glaubenssätze werden vertieft, die religiösen Uebungen verstärkt, durch das Wirken unter den vernachlässigten Armen wird eine neue Schichte einbezogen und die im 13. Jhd. aufkommende Häresie durchgreifend bekämpft. Die Zisterzienser und die Bettelmönche bringen aus Frankreich und Italien neue Impulse, nicht

allein für die Lebensführung, sondern auch für die Landwirtschaft und das Bauwesen. Ja, ihre Klostergründungen bilden für die österreichische Gotik das Rückgrat und werden Muster für eine große Reihe von neugegründeten Pfarreien. Vieles kommt durch sie aus dem Westen, ohne die Brücke von Deutschland zu benützen oder zu gebrauchen.

Die Zeit des 13. und 14. Jhd. ist auch gekennzeichnet durch die Gründung und das Emporwachsen der Städte. Damit läuft Hand in Hand das Freiwerden vieler Tausender von dem Druck der Adelsherrschaft. „Stadtluft macht frei" hieß es auch damals schon. Die demokratischen Kräfte bekommen in den Städten großen Auftrieb. Die Zünfte und Bauhütten mit ihren Ordnungen bringen Sicherheit und Wohlstand in die große Masse der Handwerker, der Bürgerstand schafft sich seine Gesetze und verdrängt den Adel aus den meisten Positionen in den Städten, wenn auch die Handwerker den ihnen zukommenden Platz sich erst nach und nach erkämpfen müssen.

Im Verein mit diesen gewaltigen Umwandlungen vertieft sich aber das religiöse Leben; denn die Zünfte und Bauhütten sind zugleich religiöse Bruderschaften und bei den Bauern ist der Bettelmönch der ewige Warner und Betreuer. Die philosophierende Scholastik sucht und umstreitet die tiefsinnigsten Auslegungen der religiösen Wahrheiten, während hinwieder die Mystik im Großteil der Bevölkerung das Verlangen nach tiefer Religiosität, nach Schuldbekenntnis und Sühne zu einer außergewöhnlichen Stärke emporsteigert. Das Leben und Streben des heiligen Franz von Assisi beeinflußt in stärkster Weise nicht allein den einfachen Mann aus dem Volke, sondern auch eine Menge der adeligen Personen. Viele von ihnen geben alles oder große Teile ihres Reichtums an die Armen, die Klöster und uneigennützige Einrichtungen. Andere gründen Klöster und Kirchen oder werden Laienbrüder in den von ihnen bestifteten Häuser oder ändern ihr Leben von Grund auf. Adel und Bürger wetteifern in dieser Weise miteinander. Das sind die guten Seiten jener Zeit, die die gotische genannt wird.

Sie muß aber überwältigende Heimsuchungen erleiden. Wenn man allein an das Wüten der Pest in den Jahren 1347—1350 und 1481 denkt, dem in Wien an 40.000 Menschen zum Opfer fielen, kann man sich die seelische Wirkung dieses Hinsterbens auf die Ueberlebenden vorstellen. Ganz Europa wird damals bei 25 Millionen Menschen verloren haben. Das ist ein Verlust, an dem die

beste wirtschaftliche und geistige Lage der Bevölkerung nicht unbeschädigt vorübergehen kann. Freilich wachsen in allen Städten, Märkten, ja selbst Dörfern wunderbare Kirchen mit ihren himmelweisenden Firsten und Türmen empor. Die Sühnebereitschaft wird zu Leistungen angetrieben, die uns noch heute in berechtigtes Staunen versetzen.

Aber auch krankhafte Aeußerungen durchzucken den Volkskörper. Die Geißlerzüge rasen durch die Lande, selbst Kinder sinken unter den Geißelhieben blutüberströmt zusammen. Orgiastische Erscheinungen zeigen eine andere Seite der psychologischen Einwirkungen auf die Menschen. Und allenthalben brennen Scheiterhaufen, auf denen die armen Hexen schmoren, bevor sie ihre armen Seelen aushauchen. Aus der Verfolgung der Häretiker, der Glaubensleugner, entsteht dieser Wahnsinn und vergreift sich an Männern, Weibern und Kindern, an Alten und Jungen, an hohen und höchsten Personen geradeso wie an Armen. Es ist eine Geisteskrankheit, die die Menschen ergreift wie eine Seuche. Und wie anfällig sie ist, zeigt, daß sie, wohl an Stärke abnehmend, bis ins 17. und 18. Jhd. hinein dauert. Und es ist geradezu niederschmetternd, wenn bei einer Begnadigung den zum Feuertode Verurteilten ein Pulversäckchen zum schnelleren Tode in den Flammen gnädig über die Brust gehängt wird . . . So ist der Mensch!!!

Das sind einige Streiflichter, die wir auf die Zeit zwischen 1250 und 1520 geworfen haben. Sie genügen, um jene seelischen Erschütterungen zu begreifen, aus denen das ungemein gesteigerte religiöse Leben jener Zeit und die gotische Bauweise entstehen mußten, da die technischen, künstlerischen und geldlichen Fragen zur Lösung gekommen waren.

Doch bleibt noch die Ueberlegung zu behandeln übrig, wie es kommt, daß die Gotik eine ausgesprochene Vorliebe für die abstrakte Linie hat, jener Linie, die in weitgehendem Maße die Nachahmung naturhafter Gebilde vermeidet.

Ist es nicht auffällig, daß fast die ganze Kunstübung (mit ganz wenig Ausnahmen) der gesamten Menschheit mit der Anbringung von einfachen Linien, Kreuzungen, Vierecken, Kreisen, Punkten u. ä. auf unserem Erdteil und auch anderswo beginnt! Damit verziert der stein- und bronzezeitliche Mensch seine einfachen Erzeugnisse, seien sie aus Holz, Bein, Ton oder Metall. Und diese Kunstübung dauert Jahrtausende. Der Fachgelehrte W. Worringer

teilt in seinem Buche „Formprobleme der Gotik" die Menschheit, um seine Untersuchungen begreiflich zu machen, in den primitiven, in den orientalischen und in den klassischen Menschen ein. Er geht der Eigenartigkeit in der Auffassung dessen nach, was ihn umgibt, was er erlebt, wie er sein Verhältnis zur Umgebung auffaßt und geistig verarbeitet. Denn Worringer sagt sich, daß allem vom Menschen Dargestellten jenes Denken vorausgeht, das sein Erleben und seine Erlebnisfähigkeit widerspiegelt. Auch macht er die Feststellung, daß der Mensch zu jeder Zeit das darstellt, was er will. Das Können kommt erst an zweiter Stelle. Der Wille beruht auf Eindrücke und deren Verarbeitung im Geistigen und diese Verarbeitung wird gelenkt vom Triebleben, von Ueberlegungen, Erfahrungen, Wünschen und den Vorstellungen von der Ueberwelt. Wir können uns denken, daß der Mensch jener fernen Zeiten in unseren Zonen einer Umgebung ausgeliefert war, die sich ihm nichts weniger als friedlich gegenüberstellte. Den Kampf mit den wilden Tieren, mit den Unbilden des Wetters, ohne alle Hilfsmittel, ohne Bekleidung und ohne eigentliche Wohnung, mußte er so hart empfinden, wie wenn er in dauernden Gefahren schwebte, von bösen Gewalten und feindlichen Mächten umgeben wäre. Furcht und Schrecken umdüsterten sein Gemüt, sein Denken gab ihm keine oder nur unzureichende Erklärungen, er sah keine Ordnung und hatte keine befreiende Uebersicht. Nur Furcht und stete Unruhe beherrschten ihn. Die beginnende Religiosität, wenn überhaupt davon gesprochen werden kann, bestand wahrscheinlich aus einem finsteren Dämonenglauben. Sein Sehnen, bewußt oder unbewußt, ging nach Ruhe, Ordnung und Sicherheit. So flüchtete er in eine Welt, die nicht das Abbild seiner Umgebung war, sondern in eine Welt der Befreiung, der Ruhe und Ordnung, und so wurde er zum Schöpfer einer klaren, von ihm überschaubaren und beherrschten Ausdruckskunst in der Form von linearen Gebilden. Vielleicht verband er auch mit dem von ihm Geschaffenen die Vorstellung von dem, was wir heute Tabu nennen. Wesentlich ist dabei sicherlich, daß diese Linearkunst keine Nachbildung der unruhigen und ihn mit Angst erfüllenden Umgebung war. Er erfand diese Zeichen, sie waren sein Ureigenstes, in ihr war Ordnung, Klarheit und Schönheit.

Es war ein winziger Anfang, den der Mensch mit dieser Kunst gemacht hatte, aber wie sollte dieser Beginn anders aussehen? — Eine weitere Entwicklungsstufe dem Geiste nach, aber schon in sehr weit vorgeschrittener Zeit, stellen jene reizvollen Zeichnungen dar, die wir als irische Bandverschlingungen kennen, schließlich die ganze

nordische Kunst bis weit ins Mittelalter hinein, und mit dieser Linienkunst ist die abstrakte Kunst der Gotik sehr nahe verwandt. Im Grunde genommen ist sie die tausendfaltige Abwandlung der Kreislinie und ihrer Teile. Die wunderbaren Maßwerke und Fensterrosen mancher Kirchen beweisen das.

Wir könnten, um zum primitiven Menschen zurückzukehren, sagen: Auch dem Gotiker ist die Welt nicht ganz geklärt, auch er leidet an ihrer Zwiespältigkeit von Gott und Welt, von Gut und Böse, von Haß und Liebe. Auch er ist ruhelos und hat Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung, nach Klarheit und Gottesnähe, und daher ist es wieder die abstrakte Linie, die er bevorzugt, in alle erdenkbaren Verbindungen bringt, aber alle dem gleichen Gesetze gehorchend. Sie ist so ausdrucksvoll in ihrem Höhendrang, in ihrem strengen und doch so weichen Gefüge, in ihrer Klarheit und Folgerichtigkeit, daß die Gotik schon von dieser Seite her die Menschen tröstet und erhebt, mit Zuversicht und stärkender Ruhe und Sicherheit erfüllt.

Von all dem für den primitiven Menschen bezeichnenden Denken ist der Grieche, der klassische Mensch, frei. Er geht mit kindlicher Unbefangenheit über die Ungelöstheit der Welt hinweg. Er leidet unter keinem Zwiespalt, er fürchtet die Welt nicht, er findet sich mit Leichtigkeit in die Welt hinein, die ihn umgibt, er löst die Fragen des Lebens und ergibt sich einer versöhnlichen Heiterkeit. Sein Götterhimmel ist nicht aus einer furchterregenden Dämonenwelt hervorgegangen.

Die griechische Kunst hat daher einen ganz anderen Charakter und neigt überwiegend der Darstellung des Wirklichen zu. Ihr Wille geht dahin, zuerst in flächenhafter, sodann in vollrunder Form vor allem die menschliche Figur, aber auch Tiere und Pflanzen darzustellen. Das oberste Ziel dieser Darstellung ist die Schönheit.

Der orientalische Mensch steht zwischen dem Primitiven und dem Griechen. Wie jener fühlt er sich bedrückt von allem Zwiespältigen und Ungelösten in der Welt. Aber er nimmt es als schicksalhafte Notwendigkeit und versöhnt sich mit ihm. Seine Kunst wendet sich dem Abstrakten zu wie der Primitive und wie dieser spielt er mit der Linie. Auffallend ist die gleiche Haltung bei den Persern, Arabern, ja auch die Inder schaffen viel in abstrakter Kunst.

Um zum Gotiker und seinen Vorfahren zum Schlusse zurückzukehren, ist endlich darauf hinzuweisen, was ihm die Kunst der

Mittelmeerländer überbrachte, doch ist ihm das Ziel der Kunst nicht die Schönheit an sich, sondern der Ausdruck des Seelischen; darum auch der ganz andere Charakter seines Gesamtkunstwerkes.

Literatur: Kunsttopographie vom Bezirk Krems. Kunsttopographie vom Bezirk Melk. Richard Kurt Donin, verschiedene Schriften. W. Worringer, Formprobleme der Gotik. Walter Buchowiecki, Die gotischen Kirchen in Oesterreich. Broder Christiansen, Die Kunst.

Zur Papiererzeugung im Waldviertel

Von Dr. Heinrich Rauscher

Das Papier, dessen Verwendung sich bei uns seit dem 13. Jahrhundert langsam einbürgerte, kam zunächst aus Italien (Venedig), später aus Bayern (Augsburg, Kaufbeuren, Kempten) und seit dem Ende des 15. Jahrh. auch aus den österreichischen Alpenländern.

Kurz vor 1500 entstanden in St. Pölten, Wr.-Neustadt und Leesdorf bei Baden die ersten n.ö. Papiermühlen. Im Waldviertel begegnen wir ihnen erst nach dem 30jährigen Krieg. Den Anstoß dazu gaben die von Becher, Hornigk und Schröder entwickelten Grundsätze des Merkantilismus, unter deren Einfluß die österreichischen Herrscher Leopold I., Karl VI. und Maria Theresia bestrebt waren, ihre Länder von der ausländischen Einfuhr möglichst unabhängig zu machen. Dies erschien ihnen am besten durch die Förderung von Gewerbe, Industrie und Handel erreichbar. Einem dieser Zweige, der Papierherstellung, wollen wir uns hier zuwenden.

Zur Errichtung von Papiermühlen kamen wegen des Kapitalbedarfes nur die Herrschaftsbesitzer und reichere Bürger in Betracht. Der als Dichter bekannte adelige Grundherr Wolfgang Helmhard Freiherr von Hohberg (1612—1688) aus Ob. Thumritz hat in seiner Enzyklopädie der Landwirtschaft „Georgica curiosa oder Adeliges Land- und Feldleben" (1682) seine Standesgenossen zur Gründung von Papiermühlen angeeifert. Die Grundherrn errichteten Papiermühlen und ließen sie durch aufgenommene Papiermachermeister oder Papierer mit 2 bis 3 Gesellen führen oder sie verpachteten sie an Papierer, die sie zumeist in der Folge kauften. Das erzeugte Papier stand lange Zeit hinsichtlich der Güte und Menge auf einer nicht zufriedenstellenden Stufe. Man erzeugte

nur die gewöhnlichen Papiersorten in mäßiger Qualität, die mit den besseren Sorten aus Frankreich und Holland nicht in einen Wettbewerb treten konnten. Da es auch stets an Strazzen oder Hadern fehlte, bestand immer ein Mangel an Papier. Die Papiererzeugung wurde überdies in unserem Viertel bald durch die Einführung eines Papieraufschlages (Impposto) gehemmt (1675), der durch die hohen Kriegskosten dieser Zeit notwendig geworden war.

Der Bestand von Waldviertler Papiermühlen läßt sich seit etwa 1660 nachweisen. Ihre Geschichte wäre noch genauer zu erforschen. Soweit bis jetzt bekannt ist, wurde die erste Papiermühle in Rosenburg um 1660 errichtet. Bald darauf erscheint eine in Raabs, dann um 1680 bei Kautzen und 1697 wurde eine in Brühl bei Weitra errichtet. Die Rehberger Papiermühle erstand 1703.

Ueber die Papiererzeugung unter Maria Theresia und über deren Technik sind wir einigermaßen unterrichtet. Die Kaiserin bemühte sich, mit der Professionsordnung vom 6. Juli 1754 die Papiererzeugung nach Menge und Güte zu heben. Besonders verbot sie das Papierglätten. Eine beigefügte Instruktion handelt von technischen Verfahren der Papiererzeugung und eine Tabelle gibt alle damaligen Papiersorten, ihre Größe und ihr vorgeschriebenes Gewicht an.

Manche Aufschlüsse über den Stand, die Produktionsart u. a. liefern die Visitationsberichte des Inspektors der n.ö. Papiermühlen, Franz Anton Kollmünzer, aus den Jahren 1758 und 1759. Die Sicherstellung des Hadernbedarfes sollte durch das Patent vom 14. Mai 1768 gewährleistet sein, das jeder Papiermühle einen Sammeldistrikt zuteilte.

Zunächst wollen wir die Bestimmungen über die Papiererzeugung nach der Papiermacherordnung vom 6. Juli 1754 darlegen, die nach einer Untersuchung der n.ö. Papiermühlen erlassen worden war. Eingangs wird erklärt, die Hemmnisse bei der Erzeugung guten Papiers lägen nicht, wie immer behauptet werde, im Mangel des besonderen Wassers und der Luft, sondern in der schlechten Zubereitung der Hadern und in Mißständen und Unordnungen des Papiermacherhandwerkes.

Es werden daher folgende Anordnungen getroffen: Die Hadern, Lumpen und Fetzen sind in 5 Gattungen zu sortieren; aus den feinen soll Postpapier, aus den schlechteren Kanzlei- und Konzeptpapier und aus den schlechtesten Fließpaier erzeugt werden. Aus den Hadern müssen alle Drähte und Knöpfe aus Eisen oder

Messing ausgezogen und entfernt werden und alle Nähte sind aufzutrennen, weil sonst das Papier verderben würde.

Nach der Sortierung sind die Hadern durch Schlagen und Reiben zu putzen, dann zu trocknen und weiters mit einer scharfen Lauge zu bleichen. Bei einem solchen Vorgang kann man mit Sicherheit das schönste, feinste und weißeste Papier erwarten. Die Bleichung verursacht keine besonderen Kosten und Mühen, aber sie ist vielen Papiermachern fremd und unbequem und gilt als unanständig. Doch kann man es auch bei der bequemen und allgemeinen Fäulung der Hadern bewenden lassen.

Der Fäulungsprozeß wird folgendermaßen durchgeführt: Die sortierten und geputzten Hadern werden in einen Zeugkasten (Verschlag mit Steinboden) lagenweise 2.5 Schuh hoch übereinander gelegt, mit Wasser begossen, zur Abhaltung von Staub und Unrat mit grober Leinwand zugedeckt und so unberührt 8 bis 10 Tage stehen gelassen. Dann werden die Hadern umgewendet, daß die Fäulung gleichmäßig vor sich gehe, und wieder 8 Tage unberührt gelassen. Dann werden die Hadern zerschnitten. Bei den feinsten Hadern dauert die erste Fäulung nur 6 und die zweite 3—4 Tage. Durch die Fäulung, eine Fermentation oder Gärung, wird der Staub und Schmutz der Hadern aufgelöst. Die so behandelten Hadern brauchen hernach nicht so lange im Kalk liegen und lassen ein weißes, festes, dichtes und gelindes Papier erwarten. Ungefaulte Hadern müssen viele Wochen, ja den ganzen Winter im Kalk liegen, daß sie weiß werden.

Nach der Fäulung werden die Hadern gereinigt. Sie kommen naß in das Geschirr (Körbe), damit das Wasser abfließen kann, und dann in das Loch, wo sie unter Wasserzugabe 11 Stunden lang gestampft werden. Hierauf wird das Wasser abgeleitet und ein Pfund des schönsten Kalkes ins Loch gegeben, worauf die Hadern wieder eine Stunde der Stampfe ausgesetzt werden. Beim Stampfen werden die Hadern mit Holzschlägeln, die auf der Schlagfläche mit einer polierten Eisenplatte versehen sind, von einem Wellenbaum aus geschlagen, wodurch die Hadern gereinigt werden sollten. Die so bereitete Masse heißt der halbe Zeug. Sie wird nun aus der Grube genommen, auf mehrere Zeugkarren in 3 Schuh hohen Schichten verteilt und hier 2 bis 4 Wochen ruhen gelassen. Dann kommt die Masse wieder in das Geschirr und wird in 11 bis 24 Stunden zum ganzen Zeug. Im Holländer drin (Maschine zur Zerkleinerung der Hadern) dauert dieser Prozeß nur 5 bis 9 Stunden.

Sodann wird das nasse Papier „gegrutscht" d. h. zwischen feine

Tücher oder guten Filz gelegt und dann über Nacht in die Presse gegeben, daß das letzte Wasser entfernt und das Papier schön gleich und glatt wird. Am folgenden Tag wird das Papier in 5 oder 6 Bogen zum Trocknen aufgehängt, dann übereinander gelegt und längere Zeit in Ruhe gelassen. Nun folgt das Leimen des Papiers. Dem Leim wird etwas zerlassener Alaun beigegeben, der das Papier vor dem Fließen bewahrt; dann wird es wieder gepreßt, bogenweise zum Trocknen aufgehängt, neuerlich gepreßt, ausgeschossen, in Bücher abgeteilt, gefaltet und wieder gepreßt und endlich in Riese und Ballen geteilt und gebunden. Das häufige Pressen macht das Papier glatter, fester, ebener und schöner.

Im Anschluß werden 16 Papiersorten mit ihrem Format in Zoll und ihrem Gewicht pro Ries in Pfund und Lot angegeben. Das kleinste Format war 12¾ Zoll hoch und 16¾ Zoll breit und das größte 20½ Wiener Zoll hoch und 28½ Zoll breit. Die Extremgewichte für das Ries betrugen 11 Pfund und 51 Pfund 8 Lot.

An Papiersorten werden, von der gewöhnlichen zur feinsten fortschreitend, erwähnt: Das feine und saubere Konzept, kleine Kanzlei, das holländische pro patria, kleines Notenpapier, großes, dickeres und stärkeres Kanzlei in 2 Sorten, große dickere Post, dünnere und feinere Post, feinste Post, franz. Median klein, franz. Imperialregal.

Eine Verordnung vom 14. Mai 1768 bestätigt die Papiermacherordnung aus 1754 und fordert neuerlich die Abstellung alles Unfuges im Handwerk und verbietet durchaus die Erzeugung von geglättetem Papier. Erlaubt wird die Erzeugung aller Papiersorten mit Ausnahme des franz. Superregal und Imperialregal. Das Schelten und Schimpfen wird streng verboten. Es werden 4 Lehrjahre gefordert. Der Freigesprochene darf den Gesellen weder Mahlzeit, Trunk oder bares Geld geben. Jede Papiermühle muß einen Lehrling haben. Beim Aufdingen und Freisprechen darf den Gesellen kein Trunk oder der sogenannte Lehrbraten oder dafür eine Vergütung in Geld gegeben werden. Der Meister ist nicht verpflichtet, den Gesellen an gewissen Festtagen das sogenannte Festgeld oder statt dessen ein besseres Essen zu geben, sondern dies hängt nur von seiner Willkür ab. Das Geschenk, die jährliche Mahlzeit oder der sogenannte Jahrtag, der Willkommentrunk oder Ehrentrunk und alle anderen Mißbräuche werden wieder nachdrücklich verboten. Die Ausfuhr von Hadern ist bei Strafe der Konfiskation der Ware, des Wagens und der Pferde verboten. Das

Papierzeichen (Wasserzeichen einer Mühle) darf von keiner anderen nachgeahmt werden.

Da ständig Mangel an Hadern herrschte, wurde 1768 jeder Papiermühle ein Sammeldistrikt zugewiesen, dessen Ueberschreitung mit Geldstrafen bis zu 200 Reichstalern bestraft werden konnte. Als 1756 die n.ö. Papiermüller die Kaiserin baten, sie möge die Ausfuhr von Hadern nach Böhmen und Mähren verbieten, wovon sicherlich besonders die Waldviertler Papiermühlen betroffen wurden, erfüllte sie damals die Bitte nicht, sondern erst 1763 mit Androhung der bereits erwähnten Strafen.

Die erwähnte Verordnung vom 14. Mai 1768 gibt die Gebiete an, die den damaligen Papiermühlen als Sammeldistrikte zugeteilt wurden.

Der Rosenburger Sammeldistrikt umfaßte den Gföhlerwald, die Gegend über dem Kamp bis zum Kautzner und Raabser Distrikt, das Gebiet am Kamp und im Viertel unter dem Manhartsberg bis zum Rehberger Distrikt und entlang der Böhmstraße vom Manhartsberg durch das mittlere Land und das Gebiet an der Schmieda bis zur Znaimer Straße.

Die Papiermühle in Raabs sammelte an der Schmieda, an der Böhmstraße, an der Znaimer Straße aufwärts gegen die Thaya, in den mittleren Orten zwischen diesen beiden Straßen und an der Pulkau bis an die mährische Thaya und an die mährische Grenze.

Der Mühle in Kautzen war das Gebiet bis zur böhmischen zwischen der Pielach und Donau bis zum Ritterfelder Distrikt zugeteilt.

Die Mühle in Weitra hatte als Sammelraum das Gebiet zwischen der oberösterreichisch-böhmischen Grenze und dem Kautzener Distrikt, die Gegend über die Zwettl und den Kamp bis zum Rehberger Distrikt.

Der Mühle in Rehberg stand das Donautal zwischen der Spitz und dem Kamp, das Spitzertal gegen die Krems und bei Ottenschlag über die Krems hinaus, weiter aufwärts gegen den Kamp bis zum Rosenburger Distrikt und das Gebiet rechts der Donau zwischen der Pielach und Donau bis zum Ritterfelder Distrikt und das Gebiet rechts der Donau zwischen der Pielach und Donau bis zum Ritterfelder Distrikt zur Verfügung.

Diese Einteilung hielt sich nicht gar lange, denn am 24. Oktober 1785 wurde das Hadernsammeln als frei erklärt, mit dem sich jedermann befassen konnte. Aber mit dieser Einführung waren die Papiermacher bald unzufrieden. Im Namen der n.ö. Papiermacher

reichte der Papiermacher Purtscher aus Rehberg am 4. Dezember 1788 um Wiederherstellung der früheren Sammeldistrikte ein, da jetzt Hadernmangel bestehe und die Hadern jetzt um einen höheren Preis aus dem Ausland bezogen werden müßten, weshalb die Erzeugung jetzt nicht hinreichend betrieben werden könne. Früher habe man die Hadern aus erster Hand bekommen und alle seien genügend mit Material versehen gewesen. Jetzt seien die Hadernpreise zu hoch, das Papier sei nun teurer und nicht in genügender Menge zu haben. Bis 1785 habe ein Zentner Hadern 35 Groschen, d. s. 1 fl 45 kr, gekostet, jetzt aber 4 fl 30 kr bis 5 fl. Dieses Ansuchen wurde aber 1790 mit folgender Begründung abgewiesen: Die Sammeldistrikte konnten früher nur deshalb leichter bestehen, weil damals wenig Papiermühlen bestanden, die ihren Grundstoff im Land leicht ausfindig machen konnten. Bei den vielen Papiermühlen von heute muß man den Fleiß zur Beschaffung der Rohstoffe aufmuntern. Man hatte bemerkt, daß die Einteilung der Distrikte den Wetteifer der Industrie hemme. Es sollen nur die kenntlich gemachten Sammler der Papiermühlen allein und nicht die vielen Vagabunden überall im Lande sammeln. (Fasz. 109).

Ueber die Zustände in den Papiermühlen hinsichtlich der Produktion und hinsichtlich der Arbeitskräfte geben die Visitationsberichte des Franz Anton Kollmünzer aus den Jahren 1758 und 1759 manchen Aufschluß. Im Bericht aus 1758 heißt es: Die 13 Meister erzeugen aus Gewinnsucht zuviel Papier minderwertiger Qualität und nehmen auf die Festigkeit, Stärke und Dicke des Papiers wenig Bedacht. Das Publikum wird mit schlechtem und unbrauchbarem Papier versehen. Mit dem Material wird geschleudert und man läßt den Zeug nicht hinlänglich faulen, Geschirr und Holländer werden fast nicht gereinigt und die Arbeitskraft der Gesellen wird zu viel ausgenützt. Die herrschaftlichen Beamten sind bei der Kontrolle der Papiermühlen zu oberflächlich. Trotz strengen Verbotes wird noch immer der Lehrbraten verlangt und gegeben.

Zur Erzielung eines besseren Papiers und einer besseren Handwerksordnung empfiehlt Kollmünzer: Auf die Befolgung der Manipulationsordnung von 1754 soll man mit Geldstrafen, Leibesstrafen und Sperrung des Gewerbes streng dringen und man soll sich davon jährlich durch zwei unvermutete Visitationen überzeugen, wobei den Meistern auch Belehrungen gegeben werden sollen. Besonders soll auf das Zusammentreiben, Umlegen, Abreiben, Pressen und Grutschen und auf die Reinigung der Werkzeuge, des Geschirres und der Holländer nach jedem Gebrauch geachtet werden.

Die tägliche Erzeugung soll in gewissen Grenzen gehalten werden. Sie soll in Hinkunft auf 6 Ries (je 1000 Bogen) vom großen oder auf 8 Ries vom mittleren „Postzug" oder auf 8 Ries vom großen oder 10 Ries vom mittleren „Kanzlei" oder auf höchstens 10 Ries „Schrems" (minderstes aus Altpapier gemachtes Papier oder Pappendeckel) eingeschränkt werden. Das Papier soll bei Strafe pro Ries in Pfund wiegen: „Große Post" 12, „mittlere Post" 10, „kleine Post" 8, „große Kanzlei" 16, „mittlere Kanzlei" 12, „kleinere Kanzlei" 10, „Median" 20—25, „Regal" 30, „Superregal" 40 und „Imperial" wenigstens 51 Pfund und 8 Loth. Das Format und die Leimung des Papiers muß den Vorschriften entsprechen.

Dem Visitationsbericht aus 1759 entnehmen wir hinsichtlich der Produktion: Die Meister sollen die Hadern fleißig sortieren, die „Besetzer" abschneiden, den halben Zeug länger faulen und liegen lassen, das Geschirr reinigen, das Papier aufmerksam sortieren, umlegen und abreiben. Zur Erzielung besseren Papiers sollen die Meister angeben, welche Produktionsbehelfe sie brauchen, für deren Beschaffung ihnen Geldhilfen in Aussicht gestellt werden.

Zu Gunsten der Gesellen und Jungen werden folgende „Verbesserungen" vorgeschlagen:

1. Den tüchtigen und ehrlichen Gesellen soll in allen Erblanden der gleiche Lohn für jedes umzulegende Ries 2 kr und die gehörige Hausmannskost gegeben werden.

2. Den Papiermachern von Böhmen, Mähren, Oberösterreich und Steiermark soll nochmals befohlen werden, die wandernden Gesellen nicht zu „schänden, schelten und zu strafen."

3. Die fremden Gesellen sollen sich wegen des Lehrbratens nichts vorwerfen lassen, da er verboten ist.

4. Die Jungen sollen verträglich sein und nach den 4 Lehrjahren noch beim Meister ohne Gesellenlohn 3 Monate arbeiten. Der so erzielte Gewinn des Meisters soll für die Gesellen verwendet werden, doch soll dafür nicht das Wort Lehrbraten gebraucht werden.

5. Die Meister sollen die Gesellen nicht in ihrem Verdienst verkürzen und zum Umlegen und Schlagen des Papiers keine unzünftigen Personen verwenden.

6. Den Meister soll die Schlenderei und Ueberhäufung der Gesellen mit Arbeit ernstlich eingestellt werden, die Gesellen aber sollen sich gegen ihre Meister bescheiden benehmen, nach den Sonn- und Feiertagen nicht herumschwärmen (blauer Montag), den Jun-

gen die nötigen Unterweisungen geben und vor der Wanderschaft die Arbeit zur gelegenen Zeit aufkünden. Wenn ein Geselle fortwandern will, soll er die nötige „Kundschaft" oder den Abschied erhalten, woraus hervorgeht, wo und wie lange er beim letzten Meister gearbeitet hatte. Ohne einen solchen Ausweis darf kein Geselle von einer Zunft oder einem Meister gefördert werden. (Hofkammerarchiv Fasz. 109).

Schluß folgt

Eduard Melly

(1814 — 1854)

Von Dr. Fritz Dworschak

Am 15. Jänner 1814 wurde der Historiker Eduard Melly im Salzburgerhof zu Krems an der Donau (Täglicher Markt 8) geboren. Seine Eltern waren der Landesadvokat Dr. Joseph Melly und Josepha, geb. Stöckler, deren Vater bereits verstorben war und dessen Witwe sich mit dem Apotheker Sigismund Wuschkan wiederverehelicht hatte. Eduards Vater verstarb bereits am 13. Sept. 1815 in Krems ohne — außer einem kleinen Kellerhaus, heute Torgasse Nr. 3 — nennenswerten Besitz zu hinterlassen; die Mutter übersiedelte nach Wien, wo der Junge heranwuchs und die Universität besuchte. Als Vormund wurde zunächst der Magistratsrat Franz Karl Biegler bestellt. Nach dessen Tode übernahm 1833 der Handelsmann und nachmalige Bürgermeister von Krems, Zeno Gögl d. Aelt., die Vormundschaft. Mit rührender Liebe erinnerte sich Eduard seiner Waldviertler-Wachauer Heimat und durchwanderte sie im August 1833 und wieder im September des folgenden Jahres. Damals (1834) schrieb er an einen Wiener Freund Briefe, welche im Folgenden als charakteristische Zeugnisse für die Bestrebungen des studiosus Melly abgedruckt werden. Der „Ausflug" nach Maissau, Rosenburg, Eggenburg, Gars etc. von 1833 ist in einem Tagebuch beschrieben, welches gleichfalls auszugsweise veröffentlicht werden soll.

Melly war kein Durchschnittsstudent; er beschäftigte sich mit den damals zunächst noch inoffiziell tradierten Gebieten, wie Kunstgeschichte, Heraldik, Sphragistik, Numismatik, Denkmalpflege, welche unter dem Begriffe Archäologie zusammengefaßt wurden. Er selbst schreibt, es scheine fast, daß v o r den Professoren schon die Hörer da waren, welche sich dafür interessierten. Der Förderung von Di-

rektor von Steinbüchel — übrigens gleichfalls in Krems 1790 geboren — verdankte er eine Stelle als Prinzenerzieher bei den Söhnen des Erzherzogs Ferdinand von Este in Modena (1837). Er blieb fünf Jahre in Italien und nützte diese Zeit zur Ausbildung in seinen Fächern, um 1842 nach Lemberg an das Museum Ossolineum zur Ordnung der Münzsammlung geschickt zu werden. Nach Wien zurückgekehrt, heiratete Melly und lebte „in eine unabhängige Lage versetzt" nur der Wissenschaft. Vornehmlich beschäftigte er sich mit der Siegelkunde des Mittelalters; der erste Teil eines geplanten umfassenden Werkes erschien 1846. Auch von seinen „Vaterländischen Urkunden" erschien nur ein Heft (1846), dem 1850 eine Publikation über das Westportal von St. Stephan folgte. Eine Veröffentlichung der Domschätze von Quedlinburg und Halberstadt gedieh über eine Anzahl von Abbildungen nicht hinaus.

Inzwischen war er vom Wahlkreise Horn als Abgeordneter ins Frankfurter Parlament entsandt worden, wo er zur Heraldik des deutschen Wappens sprach. 1851 zum archäologischen Conservator der Steiermark ernannt, erkrankte Melly aber schon in diesem Jahre an Gicht. Meist bettlägerig, verstarb er vierzigjährig im heute slovakischen Bade Pistyan im September 1854.

Eduard Melly's Bedeutung lag nicht so sehr in seinen gedruckten Arbeiten, als vielmehr in seiner geistigen Gesamterscheinung. Als solche bereitete er vor und nahm teil an den großen Gründungen der Zeit um 1850, von denen jede in der Folge einen ersten Platz einnimmt und bis heute verdienstvoll an der Gestaltung des österreichischen Kulturlebens mitwirkt: das Institut für österreichische Geschichtsforschung an der Universität Wien 1854, die Zentralkommission zur Erhaltung und Erforschung der kunst- und historischen Denkmale, heute Bundesdenkmalamt 1853, und der Wiener Altertumsverein, heute Verein für die Geschichte der Stadt Wien 1853. Melly war auch Ausschußmitglied des Neuen Wiener Kunstvereines. Als Kunstkritiker und scharfer Beobachter der Erscheinungen und Personen seiner Zeit führte er zuweilen eine spitze Feder, wovon auch die Briefe aus Krems Beispiele enthalten.

Melly's Nachlaß wird im Institut für österreichische Geschichtsforschung aufbewahrt, worauf mich schon mein verehrter Lehrer Professor Emil v. Ottenthal hingewiesen hat. Dem derzeitigen Institutsvorstande Herrn Univ.-Prof. Dr. Leo Santifaller bin ich für die Erlaubnis zur Benützung und Publikation herzlich verbunden, von der ich anläßlich des 100. Todestages und des 140. Geburtsta-

Abb. 1 Eduard Melly, Lithographie, um 1845

ges Melly's Gebrauch machen möchte. Eine eingehende Würdigung bleibt vorbehalten. Des weiteren bin ich Herrn Universitätsarchivar Dr. Franz Gall für mannigfache Hilfe dankbar.

Das Waldviertel, die Wachau und vor allem die Stadt Krems haben allen Grund, sich des Namens dieses Forschers bzw. Sohnes mit aufrichtigem Dank zu erinnern. Die im Kremser Stadtarchive

erhaltenen Anregungen auf dem Gebiete der Siegelkunde, vor allem in Gestalt der dort aufbewahrten Siegelstempel, waren zweifellos mit der Anlaß zu den einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten Melly's. In dem genannten I. Band seiner Siegelkunde, welche vorwiegend die österreichischen Städtesiegel behandelt, hat er der Heimatstadt ein würdiges Denkmal gesetzt und im besonderen die Siegel der Städte Krems und Stein eingehend erörtert. Das prächtig ausgestattete Widmungsexemplar des Buches und die Bildnisse Melly's werden in der Bibliothek des Stadtarchives verwahrt, das die Pflege seines bisher fast vergessenen Andenkens als Ehrenpflicht betrachtet. (Abb. 1).

Das Leben Melly's, welcher Mitglied zahlreicher Akademien, Institute und gelehrter Vereine war, wurde von seinem Freunde E. A. Frankl und anderen gewürdigt.

Dr. Eduard Melly: „Briefe aus dem Waldviertel" 1834

I

Krems am 7. September 1834

Ich beginne die Reihe meiner Briefe aus dem Waldviertel mit der Erzählung meiner ziemlich langweiligen Fahrt von Wien nach der guten Stadt Krems.

Um 5 Uhr stand ich beim Adler in der Leopoldstadt. Eine Menge Wagen, ein chaotisches Gewirre von Passagieren, die sich zu dem Expeditor um Anweisung eines Platzes wandten, machten mir vor der baldigen Abfahrt bange. Endlich fuhr ein Wagen nach dem andern ab, etwa zehn Passagiere, sämtliche mit Koffern, blieben übrig. Der Expeditor, ein Mensch von gemeiner und verwirrter Sorte, entschuldigte sich, daß er zu wenig Wagen habe, versprach aber, bald welche herbeizuschaffen. Als die große Maria Theresia am ungarischen Landtag in einer bis ins tiefste Herz dringenden Rede des Landes Not, ihren und ihres Hauses nahenden Untergang dargestellt hatte, möchte sich kein ärgerer Tumult erhoben haben, als hier beim Stellwagen, zwei Weiber, mit Säuglingen am Arm, fuhren in den lieblichsten Fisteltönen über den Expeditor her, ihre Kinder quiekten im höchsten A darein; eine kleine Frau ging vor Zorn über und keifte im durchdringendsten Alt; ein Beamter sang einen großen Recitativ im schönsten Tenor, wo die Wörter „Polizei", „Spitzbube", „Geld zurückgeben", „Prügel", „Ohrfeigen" und dergleichen Schlagwörter sich in allen Tonarten wiederholten, während, wenn dem Tenoristen der Atem fehlte, ein gewisser erzherzoglicher Pensionair mit einem

baritonen „Pasque Dieu“ die Lücke verstopfte und im Geist des Tenoristen fortfuhr! Nachdem dieses schöne Konzert, welches die Baßstimme eines dicken Müllers zusammenhielt, eine Viertelstunde gedauert hatte, fuhr der Expeditor ab, um Pferde und Wagen herbeizuschaffen. Die Altistin mit ihren zwei Töchtern, der Recitativ-Sänger und ich entschlossen uns kurz, nahmen einen Fiaker bis Stockerau, erpreßten vom Expeditor unser Geld, und fuhren, von den Zurückbleibenden beneidet, ab. Im Wagen ergab sich, daß ich die Schwester der Frau sehr gut kannte, sie kannte wiederum den Beamten und da gabs natürlich einen großen „Plausch.“ In Stockerau gingen wir zum Besitzer der Stellwagen, der uns weiterzutransportieren versprach. Hier trennte ich mich von meiner Gesellschaft, die nach Maissau fuhr. Ich tat einen Blick in den Wagen, der mich weiterbringen sollte, und fand es viel geratener, am Bock die trockene Sonnen-, als im Wagen die feuchte Dunsthitze von neun Personen auszuhalten. Als wir an dem Turm Stockeraus vorüberkamen, wars 12½ Uhr. Die Gegend ist bis Hausleiten, das einen altdeutschen, unten vier- oben achteckigen Kirchturm und am Presbyterium vermauerte Spitzbogenfenster hat, ziemlich einförmig, von da aber beginnt auf einer Seite jene Hügelreihe, die bis Krems fortläuft, „wo auf und auf die goldene Traube hängt und reift in Gottes Sonnenlichte“ wie Horneck singt, auf der andern lauter Obstgärten, meist Äpfel, die heuer auf eine wirklich enorme Weise geraten sind! In Kirchberg wurden die Wagen gewechselt. In dem ich sitzen sollte, waren einige junge Leute, ein paar Mädchen, die jene ziemlich genau zu kennen schienen, und ein junger Piarist mit seiner „Cousine.“ Ich mag niemanden gerne stören, zudem hörte ich, schon ehe ich einstieg, das alberne, mitunter zotenhafte Gewäsch das die jungen Herren den Mädchen für Witz und Galanterie verkauften, und das die Gänschen auch als solche hinnahmen — kurz, ich fands am Bock neben meinem ehrlichen Waldviertlerkutscher geratener. In Hadersdorf traf ich einen Freund, der nach Krems fuhr. Ich setzte mich, ihm zu Liebe, und weil einige Gänschen und Gänseriche doch schon ausgestiegen waren, in den Wagen, war lustig und guter Dinge, machte Glößchen über das Händedrücken usw. des hochwürdigen Herrn Professors und seiner Cousine, und kam um 8 Uhr glücklich in Krems an, wurde von meinem Vormund mit der ihm eigenen Biederkeit empfangen und schlief wie ein Gott. — Heute war das erste Geschäft, diesen Brief zu schreiben.

„Haec fuere fata.“

Herzogenburg, am 8. September 1834

Ich setze meine Fata fort. Sonntags wollte ich alle Visiten in Krems abtun, um dann ganz frei unsere Zwecke zu fördern; da ich aber, zufolge der Kremser Rangordnung, vom Syndikus durchaus anfangen mußte, dieser aber nicht zu Hause war, so unterblieb das Ganze.[2]) Nachmittags mußte ich in dem Tivoli der Kremser, im Rehbergerthale, viel Unterhaltung ausstehen. Welche Gezwungenheit, welches Lauern, welche Mühe, sich à la Wien zu haben, wo überall hinter Seide und Gold der schwere Abderitenteig herausblickt. Genug hievon.[3]) (Abb. 2). — Montags wurden zwei Bekannte in

Abb. 2 Im Rehberger Tale, 1833

Herzogenburg eingekleidet. Ich ging in Gesellschaft des Bekannten, den ich im Heraufreisen im Wagen gefunden hatte, hinüber. Kloster und Kirche sind größtenteils von Prandtauer erbaut und ähnelt sehr Altenburg. Wir traten in die Kirche, ein lichtes freundliches Gotteshaus mit schön colorierten, aber schlecht gezeichneten Altarblättern, durchwegs von Altomonte und Plafondfresken von le Grand.[4]) Nach dem Gottesdienste gingen wir zum Dechant Florian Appel,

der uns freundlich empfing und mich hinsichtlich der hiesigen Kunstsammlungen auf morgen vertröstete. Der Vormittag verging schnell. Nach einem kleinen Spaziergang an die Ufer der Traisen, deren spiegelklares Wasser, in dem sich unzählige, mitunter recht große Fische herumtrieben, ein wahres Labsal für meine Augen war, ging man zur Tafel, die im großen, mit schönen Plafondfresken von Altomonte und guten Abtbildern geschmückten Saale gedeckt war. Es herrschte fast gar keine Rangordnung, aber auch freilich nicht der humane Ton, der in Melk, oder die Herzlichkeit, die in Zwettl zu Hause sind. Nach Tisch machte ich einen tüchtigen Marsch um die Ringmauern, die Markt und Abtei umschließen, fand gar nichts Altertümliches, ging dann mit mehreren Chorherren und allen Gästen in das nette Kellerhaus des Stiftes,[5]) wo ich bei einigen Gläsern 81ers wohl und guter Dinge war, doch ist der ganze Tag für mich ohne Befriedigung geblieben. — Nu morgen! — — —

Dienstag, am 9. Sept. 1835 (Fortsetzung)

Sobald es nur immer schicklich war, stellte ich mich dem Bibliothekar und Kustos der Kunstsammlungen Gregor,[6]) einem jungen, liberalen Manne, vor, der mich in die an 13.000 Stück starke Bibliothek führte. Flüchtig — denn die Zeit drängte — durchsah ich die Moralia des hl. Gregor über Hiob aus dem 12. Jahrhundert, deren Primisser erwähnt. Die Miniaturen sind in Hinsicht auf Kostüm ungemein interessant und instruktiv und Freund Reimann[6]) würde geschwelgt haben, wenn er die Ritter auf einigen dieser Bilder, mit dem Panzerhemd, das den Kopf wie eine Kapuze bedeckt, bekleidet vom Scheitel bis zur Ferse, darüber den fast bis am Knöchel gehenden Waffenrock, den ein breiter Gürtel, woran das keilförmige kurze Schwert hängt, zusammenhält, hätte sehen können. Dasselbe Werk aus dem 14. (?) Jahrhundert hat sehr fleißig gemalte Initialen. — Das ist so ziemlich alles, was ich Ihnen über die Bibliothek sagen kann. Die Münzsammlung ist bedeutend. Ein goldener Sponsianus rarissimus, einige AV Byzantiner, die Schaumünze auf den Tod König Ludwigs bei Mohacz (AR), von deren Zartheit ich Ihnen schon in Wien erzählte, einige interessante Städtemünzen, einige silberne Altgriechen zogen mich an. Die Aufstellung ist etwas plump und erinnert an botanische Gärten mit ihren Täfelchen. Ich bat nun, ins Antiquarium geführt zu werden. Ein Zimmer des 2. Stockwerks, im altdeutschen Stil gemalt, mit Wappen am Plafond verziert, enthält an den Wänden 60 altdeutsche Bilder und Schnitzwerke, 2 vollständige Flügelaltäre, in 3 Glas und 1 Ladenschrank die

übrigen Gegenstände, und, in den Fenster eingerahmt, die Glasgemälde. — Die altdeutschen Bilder enthalten nach dem von Ludwig Mangold 1815 verfaßten Verzeichnisse folgende Vorstellungen.[7])

Abends machte ich einen Spaziergang an die Traisen und Mittwoch früh schied ich aus den Mauern Herzogenburgs. — Der Kustos der Kunstsammlung ist, wie gesagt, sehr liberal und gefällig, da er aber erst seit ein paar Monaten diese Stelle bekleidet, so muß er sich erst derselben anpassen.

Da haben Sie nun einen kurzen Abriß dessen, was ich gesehen, und ich wünsche, daß Ihnen mein Fleiß genügen möge. Gerne wäre ich noch fleißiger gewesen, aber ich konnte den Kustos nicht überlästigen. Morgen werde ich Ihnen berichten, wie es mir in Göttweig erging.

Ich hoffe, daß es Ihnen allen recht wohl gehe. Ich bitte Friederiken, Linan und Josephinen zu bereden, mir einige Zeilen zu schreiben. Wenn sie das Vergnügen schon gefühlt hätten, das in der Fremde eine Zeile aus lieber Hand gewährt, so würden sie nicht säumen. — Empfehlen Sie mich allen Gliedern Ihrer Familie auf's herzlichste, sowie Frln. Jeanette und Fanny; meinem treuen Reimann den herzlichsten Wunsch für seine Genesung, ebenso an Kustos Ruß meine Empfehlung.

III.

Krems, am 12. September 1835

Noch habe ich Einiges aus dem Antiquarium zu Herzogenburg nachzuholen: Ein Basrelief aus Kellhammerstein aus dem 17., ein zweites, die Kreuzigung und unten eine knieende Familie darstellend, aus dem 16. Jahrhundert, sind gute Arbeiten. Die 12 ersten römischen Kaiser, aus Perlmutter geschnitten, jeder in der Größe eines Silbergroschens, sind herrliche, mit der Habsburgerkette der Ambraserfammlung wetteifernde Schnitte. —

Anfangs durch eine Allee mit schönen Kellerhäusern, gelangt man (am Rückweg) nach Walpersdorf,[8]) einem weitläufigen, mit Türmen, Mauern, Zugbrücken und einem wasserleeren Graben verwahrten Schlosse aus dem 17. Jahrhundert. Eine halbe Stunde davon wird die Gegend großartig; mächtige mit Wald über und über bewachsene Berge drängen sich zusammen. Ein Waldbach braust durch, zur Seite die Straße. Am Ausgang dieses Thales liegt eine Herberge, in der ich ausruhte. Die Sonne brannte glühend und ich mußte in meinem Hute 3 Pfund Gips tragen, der mir von Herzogenburg

übrig geblieben war. In einer Stunde stand ich am Fuß des Göttweigerberges, um 11 Uhr vor der Abtei selbst, einem weitläufigen, sehr regelmäßig im Viereck gebauten, aber unvollendeten Gebäude mit einem Zwiebelturm an jeder Ecke. Leider ist mir der Name des Baumeisters für den Moment entfallen. Ich wurde von dem Professor Leopold,[9]) an den ich empfohlen war, mit ungemeiner Güte bewillkommt und allsogleich in die Münzsammlung geführt. Ich bat um die Brakteaten.[10]) Ich staunte! Mit jeder Lage stieg meine Bewunderung. Von vorkarolingischer Zeit bis so weit herab als man Hohlmünzen schlug! Und welche Erhaltung; sie dürften gestern geprägt worden sein; sie sind trefflich geordnet und mein Führer beweist einen Enthusiasmus und eine Gelehrsamkeit, die manchen — P.T. Herrn Custos — zu wünschen wäre. — Von den übrigen Münzen nenne ich einen Könulf aus ältester Zeit, schöne Byzantinier, 2 herrliche Augustalen Friedrich II., einige schöne Altgriechen und einen goldenen Antoninus Pius von erster Schönheit. Mein ungemein gefälliger Führer stellte mich sodann dem Prälaten[11]) vor, der mich auf eine ausgezeichnete Weise empfing, ein Greis von ungemeiner Bildung und dem sanftesten Charakter. Wir unterhielten uns bis zur Essenszeit mit ihm, wo er mich ins Refektorium führte und zu seiner Rechten sitzen hieß. Er sprach viel über österreichische Geschichtsliteratur, teilte mir einige Gründe der Sistierung der Beiträge mit, beklagte sich über Sikingen und Mailath, lauter Themen, die mir sehr interessant waren. Besonders sprach er seinen Wunsch nach einem österreichischen Corpus diplomaticum aus. Bis 3 Uhr blieb er in fast unausgesetztem Gespräche mit mir im Refektorio. — Dann führte mich Professor Leopold in die Kirche. Gleich neben dem Eingang einige schöne Grabmale, worunter das des berühmten Abtes Bartholomäus Schönleb aus dem 16.Jhdt. (1541) ein Meisterwerk der Bildnerei ist. Das Schiff der Kirche ist ohne viel Überladung freundlich und licht, das alte Presbyterium liegt viele Stufen höher, ist ursprünglich altdeutsch, wie die Fensterrosen und Strebenpfeiler ausweisen, aber dem Bau des Schiffes angepaßt. Die Unterkirche (Krypta) weist in ihrem Presbyterio Formen des 14. Jahrhunderts, ist aber auf keinen Fall aus den Zeiten des Stifters Altmann. Das Hochaltarblatt der Oberkirche, Mariä Himmelfahrt, ist eine wackere Arbeit Andreas Wolfs von 1694; besonders Marias Kopf ist einzig; ganz Wonnetrunkenheit — nur keine Madonnenwürdige. Der hl. Benedikt, Odilo und Altmann sind drei wackere Bilder des Kremser-Schmidt. — Wir kehrten ins

Stift zurück, nachdem wir die schönen Meßgewänder, Paramente und das prächtige Reliquarium des Stifters besehen hatten, lauter Dinge, die ich meinen jungen teuren Freundinnen zu sehen gewünscht hätte. — Im unteren Gange hängen wackere Landschaftsbilder mit Staffagen aus der Lebensgeschichte Altmanns und Benedikts, die sich sehr von den gewöhnlichen Kreuzgangbildern unterscheiden; sie sind von Hötzendorfer, einem Künstler der sich von dem grünen und braunen Schlendrian der damaligen Landschaftsschule losgerissen und den Claude Lorrain zum Vorbild gewählt zu haben scheint.[12]) — Wir gingen nun in die Bibliothek — doch davon im nächsten Brief, denn die Post geht in 10 Minuten ab. —

Wegen des Neustädterbrandes bin ich sehr erschrocken, ich zittre für Lorenz und Böheim!

IV.

Krems, am 13. September 1834

Ich habe Sie in meinen gestrigen Briefe an der Türe der Göttweiger Bibliothek verlassen. Sie ist in einem großen, mit sparsamen vergoldeten Stucco verzierten Saale und in einem Kabinette, das die Manuscripte enthält, aufgestellt. Unter den Manuscripten wurde mir gezeigt: Notae Tironis aus dem 9. Jahrhundert; aus eben der Zeit ein Psalter, worin unter Anderem eine Oratio pro exercitu Francorum vorkommt; eine expositio Canon Miss. aus den Zeiten des Stifters (pro antistite Gregorio et fundatore nostro Altmanno kommt darin vor). Die Blätter sind durch Rundbogenstellungen in 3 Kolonnen geteilt; ein Officium Marianum aus dem 15. Jahrhundert mit schönen Miniaturen, die sich etwas nachstehend dem der Ambrasersammlung anreihen; eine Bibel mit trefflicher Mönchschrift und niedlichen Initialen aus demselben Jahrhunderte; die Epistolae Pauli aus dem 15. Jahrhundert mit Miniaturen, die noch ganz dem byzantinischen Typus folgen. Das Buch vom Trojanerkrieg, ein dicker Papierkodex, dessen Anfang und Ende schon Primisser mitgeteilt hat, das Stammbuch Max II. und jenes des berühmten Numismaten Heraeus; fünf Briefe von Leibnitz. Unter den Inkunabeln der Biblia pauperum, ars memorandi und moriendi mit Holzschnitten, trefflich erhaltene Pergamentexemplare; einen Plinius von Spiro in Venedig 1469. — Zwei Schränke füllen Reformationstheologen, worunter alle Bibeln und die kleineren Broschüren Luthers. So viel von der Bibliothek.

Das Antiquarium enthält viele schätzbare Objekte. Ich konnte es nur flüchtig besehen. Ein Holzbasrelief, etwa 1' hoch und 8" breit, von byzantinischer Arbeit, Christus von allen Heiligen umgeben, ist ein sehr interessantes Kunstdenkmal; einige schöne Steinbasreliefs aus dem 15. und 16. Jahrhundert, worunter besonders eine Kreuzigung und eine Auferstehung alle Beachtung verdienen; ein schöner Christus von Elfenbein aus dem 17. (16.?) Jahrhundert, mehrere Cinquecentisten sind mir im Gedächtnis geblieben, zweier etwa 1' hoher kniender Engel nicht zu vergessen.[13]) — Von Antiken eine Gefäßsammlung, worunter mehrere bei Mautern ausgegraben, Lampen, sogenannte Lacrymatorien, eine Art Streithammer, mit der schönsten Patina bedeckt, aus dem Steinbruch bei Eggenburg, ein paar schöne terra cottas, fibulae, tesserae, tegulae etc. — Auch viel Türkisches ist hier, worunter ein schönes Siegel eines Pascha Osman. — Die Kupferstichsammlung enthält gegen 12000 Blätter in guter Ordnung. Das Antiquarium, die Kupferstich- und Münzsammlung sind in 2 schöndekorierten Zimmern aufgestellt, in 2 Fenstern sind altdeutsche Gemälde eingerahmt, deren Beschreibung ich nachtragen werde.[14]) — Ich wollte hierauf weiter wandern, mein Führer aber ließ es nicht zu, sondern schlug mir, während er in Geschäften abwesend sei, einen Spaziergang rings um den Berg, worauf das Stift steht, vor. — Noch nie habe ich etwas Schöneres gesehen! Zuerst kam ich an eine Stelle, wo ein Lindenbaum, an dessen Stamm sich eine Bank befindet, zur Ruhe einlud. Welch ein Anblick! Hohe, waldbewachsene Berge stürzten steil ab, an ihrem Fuße sah ein kleines, altdeutsches Kirchlein herauf, daneben der stiftische Maierhof, rechts einige Hütten, im Mittelgrund Wald und Berg, dann ein Blick in eine unübersehbare Ebene, an deren Grenze sich die steirischen und österreichischen Hochgebirge in riesigen Konturen übereinandertürmen. Ich saß über eine Stunde da. — — — Weiter rechts liegt der Spiegel der Donau da, von hohen Bergen und kahlen Felsen umsäumt, im Mittelgrund Dürnstein, im Vordergrunde Feld und Hügel. Weiterhin tritt Mautern, dann Stein, endlich Krems imposant hervor. Ungemein effektvoll ist dies Bild, denn hier zeigt sich im Hintergrund dunkler Wald, dann warmgefärbtes Hochland, aus dessen blauschattierten Absturz sich die beiden Städte hell und glänzend herausheben; noch weiter zur Rechten fortwandelnd, hat man das ganze Bett des schönen Stromes vor sich; bis hinab in die blaue Ebene Preßburgs sieht man, während sich zu meinen Füßen die natürlichsten Staffagen darboten. Ich stand nun wieder über mei-

nem geliebten Tal, in das die Sonne die letzten Strahlen warf. — Erwarten Sie keine Schilderung meines damaligen Gemütszustandes, nur soviel im Allgemeinen: Die Freuden und Genüsse, die uns die Natur bietet, sind die reinsten und wohltätigsten, sie abstrahieren ganz von dem sich überall vordrängenden Egoismus und lassen eben darum in unserem Gemüte, ist es anders nicht durch verderbliche Eigenschaften zerwühlt, eine Ruhe, eine Heiterkeit und zugleich eine Sehnsucht nach etwas Höherem, was wir mit dem Worte „Gott" bezeichnen, zurück, dem sich gar nichts vergleichen läßt, man fühlt sich ihm näher und ich wünsche allen Naturalisten einige solche Augenblicke, um nicht zur Ironie ihres Namens zu werden. — Doch genug der Reflexion. —

Als der Mond schon hoch stand, traf ich mit dem verehrten Professor Leopold zusammen. Ich schilderte ihm den Genuß, den ich eben gehabt, und er bedeutete mir, daß, so schön er auch sei, es doch ihm und seinen Collegen ganz gleichgültig geworden wäre. — Es war, als ob man mich mit einem Strome Eiswasser übergösse! Wie, dachte ich, auch ein solcher Genuß, der in dem wahrhaft und ewig Schönen begründet ist, kann durch Gewohnheit zur Gleichgültigkeit gestempelt werden? Er verlöre nicht nur den Reiz der Neuheit, sondern auch die Schönheit, da stünde es ja schlecht auch um das Gute, auch um das Wahre, diese heilige Trias, die den Menschen allein emporheben kann über die flache Alltäglichkeit?! Nein, nein, ich will nicht daran glauben, sondern fest dabei beharren, daß das Schöne e w i g schön, das Gute und Wahre e w i g gut und wahr bleibe und auf ein unverkünsteltes Gemüt auch stets den sollenden Eindruck machen müsse. —

Ich wünschte hierauf dem hochw. Prälaten einen guten Abend und ging um 7 Uhr mit ihm in das Refektorium. Um 8 Uhr war das Mahl zu Ende, um 10 Uhr saß ich noch, fast ganz allein mit dem Prälaten, in höchst interessantem Gespräch über artistische und philosophische Themen, denen mein Führer, der mit einer gigantischen Laterne eintrat, ein Ende machte. Voll Rührung und Verehrung schied ich von dem vortrefflichen Greise. Ich schrieb noch bis 11 Uhr, schlief herrlich, stand fast mit der Sonne auf und eilte hinaus, mein geliebtes Tal nochmals zu sehen. Ich machte die Runde um den Berg und hatte den Genuß, während ich, an einen Baum gelehnt, die Gegend betrachtete, aus dem Zimmer des Musikmeisters ein herrliches Kirchenquartett zu hören! O wie hätte ich Euch herbeigewünscht, meine teuren Freundinnen. Ich kehrte auf mein Zimmer

zurück, wurde nach dem Frühstück zu einem Spaziergang von Professor Leopold eingeladen, wo viel von Volkspoesie, in der er ganz zu Hause war, gesprochen wurde. Ich holte hierauf meine Siebensachen und schied mit einem warmen Händedruck von meinem vortrefflichen Führer. Durch den schönen Markt Furth, die staubige Straße entlang, kam ich durch Mautern und Stein glücklich in Krems an. Nach Tisch ging ich durch das Rehbergertal nach Imbach und teilte dem sehr gefälligen Pfarrer meine Absicht mit, die Kirche genau zu untersuchen und dazu den Samstag Nachmittag zu verwenden. Er zeigte die größte Bereitwilligkeit; ich zeichnete im Nachhausegehen eine interessante Partie und kam abends nach Hause, worauf ich noch etwas in der Stadt herumschlenderte.

Fortsetzung folgt.

Der Schenkungsvertrag von Groß-Schönau im oberen Waldviertel

Von Dr. Walter Pongratz

Am 8. Juli 1954 beschloß der n.ö. Landtag einstimmig, die Gemeinde Groß-Schönau im oberen Waldviertel (Bez. Gmünd) zum Markt zu erheben und ihr ein Marktwappen zu verleihen. Anläßlich dieses Ereignisses will ich im Folgenden eine kleine, historische Skizze über die erste urkundliche Nennung des Ortsnamens Schönau und die damit verbundenen kulturgeschichtlichen Gegebenheiten zusammenstellen.

Der Klosterneuburger Traditionskodex aus dem Ende des 12. Jahrhunderts verzeichnet auf fol. 40 eine Schenkungsnotiz,[1]) in der folgende Gegebenheiten berichtet werden: Herr Heinrich von Mistelbach,[2]) der sich nach seinem Stammsitz im n.ö. Weinviertel nannte, war u. a. auch begütert im südlichen Waldviertel. Aus diesem Besitztum schenkte er ein Gut in Felbring (G. B. Spitz an der Donau) dem Stift Klosterneuburg, als seine Tochter Adelheid den Schleier nahm. Wegen dieser Schenkung entstand später zwischen dem Spender und dem Stifte ein Streit, der durch den sogenannten Groß-Schönauer Schenkungsvertrag[3]) geschlichtet wurde. Dabei verpflichtete sich Heinrich von Mistelbach, dem Kloster weitere Güter, nämlich 3 Lehen und 2 Hofstätten im Velm bei Spannberg Bez Gänserndorf) und ein 4. dortselbst im Tauschwege gegen ein gleiches in Wilfersdorf zu übertragen, bzw. im Falle seines Todes zu

vermachen. Heinrich hat seine 2. Tochter Euphemia und deren Gatten Hadmar II. von Kuenring die Schenkung feierlich beschwören lassen und noch mehrere Ministerialen aus dem Waldviertel zur Zeugenschaft gebeten. Unter diesen befanden sich das Oberhaupt der mächtigen Kuenringersippe Albero III. von Kuenring (Vater von Hadmar II.) und dessen Neffe Rapoto von Schönberg, ferner die Herren Otto von Plank, Elso und Walter von Maissau und Ortlieb von Winkel. Albero von Kuenring veranlaßte auch seinen anwesenden Verwalter Rumhard und dessen beide Söhne Rumhard d. j. und Otto, Zeugen dieses Rechtsaktes zu sein. Daß dieser nicht auf der benachbarten Burg Hadmarstein stattgefunden hat, mag in der räumlichen Beschränkung dieses um 1162 neu erbauten Wehrturmes [4]) auf dem heutigen Johannesberg zu suchen sein und läßt vermuten, daß sich in der „Villa, quae dicitur Sconowe juxta Hadmarsteine" ein Herrenhaus befunden hat.

Die Traditionsnotiz ist leider nicht datiert, sondern nur durch die Initialen des Herzogs Heinrich II. Jasomirgott und des Stiftspropstes Werner annähernd bestimmt. Die im Jahre 1171 mehrmals fast gleichlautend auftretende Zeugenreihe [5]) und besonders der Umstand, daß Propst Werner, 1169 erwählt, die dem Stift entfremdeten Güter sogleich tatkräftig zurückzugewinnen trachtete, läßt den Schluß zu, daß die zitierte Wiedergutmachung durch Heinrich von Mistelbach in die Jahre 1170/71 zu setzen sei.

Was bei dem Schenkungsvertrag besonders auffällt, ist die Tatsache, daß die feierliche Bekräftigung des Rechtsaktes nicht, wie gewöhnlich, vor dem Marienaltar des Stiftes Klosterneuburg vollzogen wurde,[6]) sondern über einem Marienreliquiar, das eigens zu diesem Zweck in das mehr als 160 km entfernte Gr. Schönau gebracht wurde. Was Propst Werner zu dieser Eile veranlaßt hat, läßt sich heute nicht mehr feststellen, doch besteht die Vermutung, daß der Propst die nächstbeste Gelegenheit benützen wollte, um den Vertrag ratifizieren zu lassen. Vielleicht haben sich damals gerade die Kuenringer und deren Versippte anläßlich einer der zahlreichen Grenzkämpfe im Schönauer Gebiet aufgehalten, das vor der Errichtung der Burgstadt Weitra [7]) wahrscheinlich militärisches Hauptquartier war.

Der eigenartige Passus in der lateinischen Traditionsnotiz bei der Beschreibung des Eides „super reliquias sancta Mariae videlicet super crucem minorem", der im gesamten Traditionskodex nur zweimal vorkommt,[8]) muß wohl trotz aller anderen Interpre-

tationsversuche wörtlich „über den Reliquien der hl. Maria, nämlich über dem kleinen Kreuz" übersetzt werden.[9]) Reliquien der hl. Gottesmutter waren im Gegensatz zu heute im Mittelalter keine Seltenheit; sie galten als ein besonders wertvoller Kirchenbesitz und wurden in den alten Reliquienverzeichnissen an erster Stelle angeführt.[10]) Auch Klosterneuburg besaß im Mittelalter Marienreliquien,[11]) die neben anderen Heiligenreliquien in kreuzförmigen, oft prachtvoll verzierten Behältern eingeschlossen waren.[12]) Da zwischen verschiedenen Reliquien des Stiftes unterschieden wird, scheint ein großer Kreuzbehälter in der Stiftskirche selbst aufbewahrt worden zu sein, während ein kleines Kreuz für Reisezwecke zur Verfügung stand.

Ueber die Siedlungsgeschichte des Ortes Gr. Schönau und dessen spätere Bedeutung als Wirtschafts- und Pfarrmittelpunkt für 22 umliegende Ortschaften ist anderwärtig schon berichtet worden.[13]) Wenn also am 5. September dieses Jahres anläßlich der feierlichen Ueberreichung der Markterhebungsurkunde der einstige Schenkungsakt szenisch dargestellt wurde. So geschah dies in Erinnerung an jene längst vergangene Zeit, in der der Ort **die** Bedeutung hatte, die er heute, 800 Jahre später, wieder zurückgewinnen will.

Der n.ö. Landtag verlieh der neuen Marktgemeinde ein Wappen, welches aus einem gespaltenen Schild besteht, dessen heraldisch rechte Hälfte das alte Kuenringer Wappen aufweist. Dieses zeigt in der oberen Hälfte einen roten Ring auf silbernem Grund, in der unteren Hälfte eine von Schwarz und Gold neunmalige Teilung. Für die heraldisch linke Schildhälfte wurde in Anlehnung an das Gemeindesiegel des 18. Jhdts. ein silberner, durch ein Kreuz gekrönte Pranger mit Schwertarm in rotem Feld gewählt.

Anmerkungen:

1) Fontes Rerum Austriacarum (F. R. A.) II, 4, Nr. 565.
2) Mitscha-Märheim, H.: Die Herren von Mistelbach in N.Oe. In: Monatsblatt der herald.-genealog. Gesellschaft Adler Bd. XI (1933), S. 357 ff.
3) Pongratz, W.: Der Klosterneuburger Schenkungsvertrag von Großschönau. In: Heimatkundlicher Familienkalender 1952, S. 47.
4) Hauer, R.: Heimatkunde des Bez. Gmünd, 1951, S. 311.
5) Babenbergisches Urkundenbuch, Nr. 22, 37, 43, 44.
6) Vgl. die zahlreichen Traditionen in F. R. A. II, 4!
7) Erbaut zwischen 1201—1208; Hauer, 1. c. S. 420.
8) F. R. A. II, 4, Nr. 568, 542.
9 und 10) Wertvolle Hinweise verdanke ich diesbezüglich Herrn Archivdirektor Hofrat Dr. K. Lechner, P. Dr. Berthold Cernik, Klosterneuburg und P. Dr. Hermann Watzl, Heiligenkreuz.

11) Mitis, O.: Studien zum älteren österr. Urkundenwesen, S. 252.
12) Neumann, W.: Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig, 1891, S. 72, 93, 97 u. a. mit eingehender Beschreibung der kreuzförmigen Reliquiare.
13) Pongratz, W.: Beiträge zur Siedlungsgeschichte des oberen Waldviertels (Unsere Heimat 1952, S. 11 ff) und: Ein ehemaliger Marktort und seine Rechtsaltertümer (Das Waldviertel Jg. 1952, Nr. 7—8).

Richard Colerus-Geldern zum Gedenken

Am 8. Juni 1954 hat Regierungsrat Richard Colerus-Geldern im hohen Alter von 82 Jahren in Gföhl seine Augen für immer geschlossen. Der Dahingeschiedene war ein Wahlwaldviertler im besten Sinne des Wortes, eine bedeutende, edle, christliche Persönlichkei, ein lauterer Charakter, ein treuer Diener im Dienste der Humanität und der wahren Volksbildung und ein bedeutender Dichter und Künder unwandelbarer Ideale. Wir erachten es als Pflicht der Heimat, dem Toten für sein Schaffen dankbar zu sein und sein Andenken lebendig zu erhalten.

Richard Colerus von Geldern wurde am 29. August 1872 in Brünn als 13. Kind eines Postbeamten geboren. Im Alter von 7 Jahren verlor er seine Mutter. Der Vater heiratete wieder und die Familie erfuhr einen Zuwachs von weiteren 4 Kindern. Die meisten Brüder wandten sich dem Militärberuf zu. Als der Vater 1886 nach Wien versetzt wurde, besuchte der junge Richard das Gymnasium in Hernals, wo er wegen seiner überragenden Kenntnisse auf dem Gebiet der Literaturgeschichte bald auffiel. Nach dem plötzlichen Tod seines Vaters trug man dem nunmehr Verwaisten eine Stelle im Postdienste an. Seine materielle Lage zwang ihn zuzugreifen und dem höheren Studium zu entsagen, was er sein ganzes Leben lang nicht völlig verwinden konnte. Sein reger Geist und seine Bildungsbeflissenheit war nun hauptsächlich auf Bücher angewiesen. Obwohl er noch unversorgte Geschwister zu unterstützen hatte, verwendete er einen Teil seines sauer verdienten Geldes zum Ankauf von Büchern, die zeitlebens seine besten Freunde waren. Im Laufe der Jahre schuf er sich eine stattliche Bücherei, die manche wertvolle Seltenheit enthält.

Im Postdienste stand Colerus seit 1891. 1898 ließ er sich als Postoffizial nach Krems versetzen. Hier spielte er in der Gesellschaft eine bedeutende Rolle, indem er Theaterabende inszenierte und im Verein mit dem heutigen Hofrat Dr. Wollmann in der

Zweigstelle des Deutschen Sprachvereines Vorträge hielt. In Krems begann er sein erstes größeres Dichterwerk „Die Götterdämmerung" und hier lernte er auch seine zukünftige Gattin, die Tochter des Kremser Stadtarztes Dr. Gönner, kennen, mit der er 1904 einen glücklichen Lebensbund schloß.

1902 kehrte Colerus wieder nach Wien zurück, von wo er als Postambulanzbeamter große Teile der Monarchie, besonders Prag, Triest, Marburg und Pontafel sehr genau kennenlernte. 1915 wurde er wieder nach Krems versetzt, wo er später Vorstand des Post- und Telegraphenamtes wurde und mit dem Regierungsrattitel ausgezeichnet wurde. 1925 trat er in den Ruhestand. Jetzt konnte er sich ganz seiner geliebten Dichtkunst widmen. Seit 1932 stellte er sich als Beirat den Bestrebungen des n.ö. Volksbildungsvereines mit dem Sitz in Krems zur Verfügung. Am 14. September 1934 wurde er zum Obmann der Hauptleitung gewählt und er führte die Geschäfte mit Hingabe und Begeisterung bis zur Auflösung des Vereines 1938. Er baute die Wanderbüchereien aus, die bis in die kleinsten Ortschaften wertvolles Kulturgut brachten, er vermehrte den Bücherstand und war an der zeitgemäßen Umgestaltung der Vereinsstatuten 1934 mittätig. Nach dem 2. Weltkrieg übersiedelte er zu seiner Tochter nach Gföhl, wo er trotz eines schweren Herzleidens noch schöne und stille Jahre bei seinen geliebten Büchern verbrachte und in begnadeter geistiger Frische bis zu seinem letzten Lebenstag las, studierte und schrieb. Es war ihm noch gegönnt, bei Anwesenheit seiner Kinder, des Seitenstettener Professors P. Koloman und der Gföhler Hauptschullehrerin Erna Colerus, das goldene Ehejubiläum zu feiern.

Als Dichter hat Colerus eine beachtliche Höhe errungen. Schon als Gymnasiast verfaßte er für Zeitungen und Zeitschriften Artikel. Sein erstes Gedicht wurde in Roseggers „Heimgarten" gedruckt. Er schrieb auch unter dem Decknamen Richard Geldern. Sein erstes größeres Werk, die dramatische Dichtung „Die Götterdämmerung", wurde von Richard Wagner angeregt; sie besteht aus den Teilen „Odin und Loki" (1906), „Balburs Tod" (1909) und „Odins Ende" (1910) und fand auch einen Verleger. Bald trat eine Hinwendung zum Religiösen hervor und 1915 war seine Festigung als katholischer Schriftsteller vollzogen. An Romanen, die gleichfalls in Druck erschienen, verfaßte er „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" (1929), wo die soziale Umschichtung nach dem ersten Weltkrieg dargestellt wird, aus der eine ideale Priestergestalt hervorragt, und

„Das lachende Mädchen" (1930), in dem wir seine Tochter Erna erkennen. Unveröffentlicht blieben die Romane „Jenseitssucher", „Gertraudens Weg" und „Jacopone da Todi", welch letzterer von Kennern als sein reifstes und schönstes Werk bezeichnet wird. Der Held dieses Romanes ist ein italienischer Dichter des 13. Jahrhunderts, der als der Dichter des „Stabat mater" bekannt ist. Colerus hat auch Gedichte Jakopones übersetzt. Endlich ist noch die größere ungedruckte Verdichtung „Der heilige Gral" zu nennen.

Auch Gelegenheitsdichtungen haben wir Colerus zu verdanken. Für das Wachauer Frühlingsfest vom 1. bis 3. Mai 1936 verfaßte er das große historische „Festspiel", das in 4 Bildern (Habsburgerzeit, Die Schweden in Krems, Maler Schmidt und 1805 in Loiben) die Geschichte der Stadt Krems behandelt. Das Festspiel wurde am 3. Mai 1936 auf dem Kremser Pfarrplatz mit Erfolg dargestellt. Für die Marktgemeinde St. Peter in der Au schrieb er das Festspiel „Der Bogenhofer."

Vom dichterischen Schaffen Colerus' nahm die Deutschösterr. Literaturgeschichte von Nagl-Zeidler-Castle (IV. 1499 f.), Kürschners Literaturkalender, 1932, Spalte 211 und Das kleine österr. Literaturlexikon, Wien 1948, S. 56, Notiz.

Schließlich ist noch die „Geschichte des allgem. n.ö. Volksbildungsvereines" zu nennen, für die die Vertreter der Volksbildung und der Heimatkunde besonders dankbar sind. Sie würdigt das Wirken dieses Vereines mit dem Sitz in Krems zur 50jährigen Bestandfeier 1936 und ist im Volksbildungsblatt Nr. 523, April 1936 S. 35—111 als der Festnummer abgedruckt.

Dr. Heinrich Rauscher

GOTTFRIED HOFMANN

Dürnstein

KUNST UND GESCHICHTE

In Dürnstein, dem landschaftlichen Mittelpunkt der sagen- und rebendurchwobenen Wachau, verbinden sich Natur und Kunst zu einem harmonischen Bild, das in seiner Art kaum seinesgleichen hat. Der Maler-Dichter Gottfried Hofmann unternimmt es, die Schönheit dieses reizvollen Stückes Heimaterde in Wort und Bild liebevoll nachzuzeichnen. Einer eingehenden geschichtlichen Darstellung der wechselvollen Schicksale der Stadt folgt eine verständnisreiche und Verständnis bringende Schilderung ihrer berühmten Baudenkmäler. Eine launige Würdigung des nicht minder berühmten Dürnsteiner Weines beschließt den Text, der mit 23 Federzeichnungen von der Hand des Autors geschmückt ist. Den Hauptteil des Buches jedoch bilden die acht Vierfarbendrucke und 65 Kunstdrucke nach auserlesenen Lichtbildern, die das Werk zu einer besonderen Gabe für alle Freunde der altehrwürdigen Stadt machen.

Preis S 48.- Verlag JOSEF FABER, KREMS

Ein neues Kremser Lied

„MEI SCHWACHE SEIT'N SIND DIE SCHÖNEN KREMSER MÄDERLN!"

Text und Musik von ROBERT MARQUARDT

Erschienen im Verlag Josef Faber, Wien-Krems **Preis S 6.80**

Bei einer der heurigen Faschingsveranstaltungen erregte der Tango „Mei schwache Seit'n sind die schönen Kremser Mäderln" bei der Uraufführung die Aufmerksamkeit und das Entzücken aller Ballbesucher. Nicht allein deshalb, weil der Komponist, Prof. Robert Marquardt, an einer hiesigen Mittelschule unterrichtet, sondern auch deshalb, weil die Melodie sofort ins Gehör geht und der gelungene Text ein Loblied auf Schönheit und Charme aller Wachauerinnen darstellt. Der Tango wurde wiederholt in privaten Kreisen oder in größeren Gesellschaften zu Gehör gebracht, außerdem gibt es ein Magnetophonband, auf welchem Prof. Dr. Straßer die neueste Schöpfung singt. Das Lied hat überall eine ungeteilte, günstige Aufnahme gefunden.

Die gute Auswahl im Textil- und Bekleidungshaus

Paul Rogl

Krems a. d. D., Ob. Landstraße 1 und Tägl. Markt

LIEFERANT DES LEHRERHAUSVEREINES

Mitglieder und Freunde!

Den Umfang dieser Zeitschrift zu vergrößern liegt im Interesse jedes Lesers. Diesem Wunsche kann entsprochen werden, wenn jeder Leser nur einen neuen Bezieher wirbt. Wir bitten um Ihre Mitarbeit! Senden Sie uns Anschriften, an die wir unsere Blätter senden können.

Waldviertler Heimatbund

OTTO SOGOROW

EINKAUF — REPARATUREN

— VERKAUF —

Krems, Spänglergasse 5

TELEFON 328

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D, Untere Landstraße 57, Tel. 440 — Gegründet 1900.

TONMÖBEL und MÖBELWERKSTÄTTEN

E. SACHSENEDER, LANGENLOIS

SPERR-, PANEEL-, RIFFEL-, LEDER-, EMAIL-, HOLZFASER-PLATTEN

Gerberei Gebrüder Sartorius

LANGENLOIS, Holzplatz 2

Einkauf: KLEINTIERFELLE UND HÄUTE

Verkauf: LEDERBEKLEIDUNG ALLER ART